



Abonnements  
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des Deutschen Reichs entgegen.

Ausgegeben am 12. September.  
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements Preis  
bei allen Buchhandlungen M. 1.— pro Quartal  
bei sämtlichen Postämtern M. 1.20 pro Quartal  
Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

## Die Hexe von Weimar.

Historischer Roman von Julius Grosse.

(Fortsetzung.)

**D**ingläubig schüttelte Frau Maria das Haupt. „Euer hochfürstliche Gnaden Macht und Befehl kann Vieles möglich machen, aber doch nicht wider die Natur. Ein Wolf kann wohl ein Lammfell über sich ziehen, aber es wird doch nimmermehr ein Lamm daraus.“

„Bis man ihn des Wolfsfells selbst entledigt, dann wird er wohl zahm sein.“ sagte der Fürst und bewegte die silberne Klingel, die auf dem Tische stand.

Als bald öffnete sich der Thürvorhang und neben dem Kammerherrn erschien Stadtrichter Georg Lederer mit devotester Verbeugung. Ueber seine ehernen geiergleichen Gesichtszüge ging, so sehr er sich bemühte, ein unverhohlener Schreden, als er Frau Kammerer bemerkte, die ihreswegs nicht minder bestürzt war.

„Habet Ihr es mitgebracht?“ fragte der Fürst.

„Zu Befehl, hochfürstliche Durchlaucht; das Gutachten sammt den Acten, so heute Mittag aus Leipzig zurückgekommen. Fürstliche Gnaden geruhten bereits, Einsicht vom Urtheil des Schöppenstuhls zu nehmen.“

Der Herzog nahm das Actenfascikel, blätterte darin und überflog das Document, wobei er befallig nickte.

„Vergleichen Urkunden kann man nicht oft genug lesen, mein Herr Landrichter, sind sie doch wie frisches Quellwasser und kräftiges Hausbrot, davon man zu kosten schier verlernt hat. Ich recreirte mich daran schon heut Mittag, aber jetzt sind Andere hier, die auch davon haben möchten, also lesset es laut und deutlich.“

Lederer war es zu Muth, als müsse er etwas Unsichtbares und doch höchst Fühlbares und Schweres hinter sich schieben; aber er nahm sich zusammen, trat zu einem der Armeuchter und las wie folgt:

„Unsern Gruß zuvor an hochansehnliches fürstliches Gericht. Nachdem und gehalten unterfertiger Schöppenstuhl sämtliche vorgebrachte Acten, Protocolle und Zeugnisse in Sachen Kammerer mit Fleiß, Sorgfalt und Einsicht wiederholt geprüft, erivogen und commentirt hat, müssen wir, auch wenn

juneste Superstition des Hexenglaubens principaliter auf greifbare Argumente gegründet wäre, jedennoch mit Einstimmigkeit dahin entscheiden, daß in Anbetracht totaler Ermangelung beweiskräftiger Facta, Indicien und Obamina der Proceß zu annulliren und auf völlige Absolution der Inculpatin zu erkennen sei, außerdem aber (sintemal die Supposition dämonischer Einwirkung längst als verdammlicher und insipider error nachgewiesen) sämtlichen Richtern, Zeugen und Anklägern, sowie Allen, die sich auf solches eingelassen, eine scharfe Rüge nicht vorzuenthalten sei, dieweilen sie eine sothane, jeder *essentia juridica* ermangelnde Sache zu Ehren menschlicher Vernunft nicht kurzab von der Hand gewiesen, weiter endlich . . .“

Stadtrichter Lederer stockte; er war bleich geworden und das Blatt zitterte in seiner Hand. Es folgten nämlich noch einige scharfe vermahrende Worte von der Würde der Wissenschaft und den Forderungen erleuchteter Humanität nebst anderen Fülleln, die, wenn auch äußerlich vergoldet, doch einen höchst bitteren Beigeschmack nicht verleugneten. Lederer las auch nicht weiter, sondern legte das Document auf den Tisch und verbeugte sich.

„Hochfürstliche Durchlaucht, von einem Thomastus hatten wir uns dergleichen wohl zu versehen, moßen dieser ja längst als Haupt und Bannerträger der Mamode-Neuerer gilt, aber es ist auch kein Geheimniß, daß seine Tage in Leipzig werden gezählt sein.“

„Sparet jede Kritik!“ unterbrach ihn mit ungnädigem Tone der Herzog.

„Fürstliche Gnaden,“ fuhr der Stadtrichter fort und mit aller Energie eines verwehnten kleinen Podesta, „fern sei es von mir, die Giltigkeit auch dieses Gutachtens anzusehen, allein im Namen der Unabhängigkeit des unantastbaren Richterstandes. . .“

„Solche wird man auch nicht schmälern wollen, Herr Stadtrichter,“ unterbrach ihn der Fürst abermals, „allein schlaube Menschen sind wir Alle, und wir wollen hoffen, daß Ihr so-

thane Unabhängigkeit auch auf anderen Posten, etwa in Buntfeld oder Kranichfeld ebenso maintainen werdet, wie anhero.“  
Lebener trat zurück; der letzte Rest seines aufgeblähten Selbstbewußtseins sank vernichtet zusammen.

„Es wird auch Euerer Gesundheit sonder Zweifel höchst zuträglich sein, so Ihr den Ort wechselt,“ fuhr der Fürst mit wohlwollenstem Lächeln fort, „doch ehe Ihr scheidet, wünschen wir, daß das hiesige Gericht nunmehr sein Endurtheil formulire; steht doch zu erwarten, daß jene appellatio a papa male instructo ad papam melius instruendum seine Frucht trage. Habet Ihr etwa der Inculpation noch ein Wort zu sagen?“

In Lebener's Zügen arbeitete es gewaltig, dann verbeugte er sich mit ironischer Grandezza vor der Bürgerfrau:

„Meinen Glückwunsch, ehrenfeste und hochachtbarste Frau Meisterin, auch zu dem heutigen Tage ganz insonders und noch einmal fünf und zwanzig Jahre wie bishero.“

„Das wolle Gott verhängen!“ unterbrach ihn der Fürst, „denn das wäre fast ein grausamer Wunsch in Ansehung der erlittenen Unbillen; oder meinet Ihr es anders?“

„Aberdings, hochfürstliche Gnaden, das Ehepaar feiert heute seine silberne Hochzeit.“ sagte Lebener, erfreut, seinen Rückzug mit einer Art scheinbaren Eufemismus zu maskiren, ohne zu bedenken, daß er sich vor der Meisterin damit als Horcher verrieth.

Frau Maria warf ihm einen flammenden Blick zu, den der gestrenge Herr Richter nur mit stummer Verbeugung erwiderte.

„Ist es wirklich so bestellt?“ sagte der Fürst mit freudigem Staunen, „Unseren Dank für diese Mittheilung, Herr Stadtrichter. Wollen hoffen, daß der Glückwunsch so herzlich gemeint gewesen, als er reichlich in Erfüllung gehen möge.“

Noch eine Handbewegung, und der Stadtrichter war entlassen. Er trat unfreudig seinen Rückzug an mit denselben Gefühlen, wie ein Feldherr, der die Schlacht zwar verloren, aber doch seine Truppen in leidlicher Ordnung mit klingenden Fahnen und klingendem Spiel abziehen lassen konnte.

„Nun, Frau Kämmerer, seid Ihr zufrieden?“ sagte der Fürst.

Frau Maria war auf die Knie gesunken, und suchte in überschwänglicher Dankbarkeit abermals die Hand des Fürsten zu küssen.

„Sasset das, stehet auf und gebet nunmehr heim. Was Geistlichkeit betrifft, müssen wir dem hochwürdigen Consistorium zwar gänzlich freien Lauf lassen, wollen inbeß Sorge tragen, daß es in der Auswahl seiner Gnadensprüche und Buchtmittel sparsam verfare und nicht etwa statt Del, Chrysam und Salz allzuviel Dornen und Essig erweise. Einstweilen seid Ihr frei, und so Euch unterwegs oder weiterhin noch Lustfames und Ergötzliches begegnen sollte, so denkt, Euer Fürst kann auch ein wenig zaubern, will's aber mit Euch in keinerlei Weis aufnehmen. Gott befohlen, Gute Frau.“

Damit nickte er huldvoll, grüßte mit der Hand und entfernte sich nach den inneren Gemächern.

Frau Maria war wie vom Traum befangen, endlich wandte sie sich, um zu gehen. Ein Lalai schlug den Vorhang der Ausgangstür zurück, da drangen auf einmal bekannte Laute herein und eine Gruppe trauer und lieber Gestalten ward in dem Vorzimmer sichtbar.

Da stand Meister Abraham mit seinen drei Töchtern Veronica, Concordia und Dorothea und den beiden Schwiegervätern Lieble und Cramer.

Jetzt erst vergingen der tapferen Frau die Sinne, halb ohnmächtig vor Freude und Wonne sank sie an die Brust ihres Vaters, der sie umschlungen hielt; endlich, als sie ihre Töchter küßte, kamen ihr die Thränen, die nunmehr unaufhaltsam flossen.

Aber mit dieser kleinen Ueberraschung hatte sich die „Zauberkunst“ des gütigen Fürsten noch nicht erschöpft.

Als die Glücklichen eine halbe Stunde später ihr Haus am Markte erreichten, fanden sie sämmtliche Fenster erleuchtet,

die Räume erwärmt und oben im Prunkzimmer ein festliches Mahl aus der herzoglichen Hofküche zugerichtet, so gut und so schnell es in der kurzen Zwischenzeit herbeigeschafft werden konnte. Es fehlte nicht an Blumen und Vasen, kostbaren Aufsätzen, silbernen Leuchtern, Schüsseln und Tellern.

Als bald wurde die ganze Nachbarschaft „alarmirt, und binnen einer Viertelstunde wimmelte es von Freunden, Verwandten und Nachbarn, die als willkommene Gäste an der festlichen Tafel Platz nahmen.

Abraham Kämmerer war von dem plötzlichen Umschwung der Dinge wie betäubt. Nach so langer Zeit der Hast, Einsamkeit und Finsterniß wirkte jetzt Lichterglanz, Festlarm und die Menge der Personen wahrhaft blendend und berauschend auf ihn; er hatte alle seine lateinischen Brocken und weisen Sprüche vergessen; wie ein Taumel der Seligkeit schaute er nur immer seine Töchter an und seine Frau, als wäre sie an diesem Tage wieder um fünf und zwanzig Jahre jünger geworden.

Einmal stieß er sie leise mit dem Ellenbogen an. „Aber trautes Weibel, das war doch eigentlich nicht nothwendig noch schicklich.“

„Was nicht nothwendig und schicklich?“

„Daß Du Seiner Gnaden etwas davon gesagt hast von unserm Hochzeittage.“

„Nein, Abraham, das ist auch nicht geschehen. Mein Mundwerk geht wohl seinen Gang, aber so ted ist es nicht gewesen.“

„Aber woher kommt er denn wissen?“

„Ja, das ist nun der Fürsten Zauberkunst. Wenn sie wollen, können die hohen Herrn schon ein wenig allwissend sein, sind ja von guten und bösen Geistern allzeit bedient, die ihre Ohren überall haben, auch ihr Zünglein bedacht und unbedacht rühren, zumal wenn sie es gar nicht so treulich meinen. Aber ein rechter Herr weiß auch das Arglistige zum Besten zu wenden und so können wir uns seine Kunst wohl gefallen lassen.“

#### Viertes Capitel.

An einem der nächsten Tage war hochwürdige Geistlichkeit im Gebäude der Superintendentur hinter der Stadtkirche versammelt und zwar ziemlich vollzählig, denn auch mehrere Herren von der Schloßkirche waren anwesend, außer den Archidiaconen Kellner und Kromeyer der Hosprediger Conrad von der Lage, der Nachfolger des weiland berühmten Generalsuperintendenten Zapf, dann die Hofdiaconen Theophilus Mäser, Christoph Fiebig und Josefus, wie noch einige jüngere Geistliche — weitaus die allermeisten von ihnen humane, wohlwollende, gefeierte Seelsorger, glaubensfeste Diener des Evangeliums, und wenn einem Einzelnen dabei die Rolle des allzueifrigen, kampfnuthigen und strengen Glaubenswärters zufiel, so war es Theophilus Mäser.

Die hochwürdigen Herren schienen höchst wichtige Verathung gepflogen zu haben, wenn auch keine sehr erfreuliche, denn in den meisten Mienen herrschte ein bitterer Ernst und in Kellners apostolisch-mildem Antlitz spielte hie und da ein gemüthliches schlaues Lächeln.

Auf dem mit grünem Tuch bedeckten Tische lagen verschiedene Schriftstücke, Bücher und obenauf eine uralte abgenutzte Brieftasche von Leder, innen mit Pergamentblättern — weiter eine Abschrift des freisprechenden Gutachtens aus Leipzig, welches letzteres Document manch Einer der Herren nochmals zur Hand nahm, um es durchzugehen. Was jene räthselhafte Brieftasche betraf, so war sie bei einem Ertuntenten gefunden und gleichsam als corpus delicti an die Geistlichkeit abgeliefert worden.

Vor etlichen Tagen nämlich, gerade am Morgen nach der Erlösung der Kämmerer'schen Eheleute, war die Leiche des Invaliden Capitano Junkel aus der Elm gezogen worden und zwar unsern der abwärts liegenden Mäulen, wo ein schmaler Steg zu der berühmten uralten Eiche am Vorhölzchen des Weidichts führt. Ob der alte Mann, der in letzter Zeit fast ununterbrochen Stammgast „im Wären“ auf dem Markt wie im „goldenen Bären“ am Tröbelthor gewesen war, wo er die Zubörer mit Schauer-

geschichten, Mirakeln und unheimlichen Prophezeiungen ergöhte, ob er nun aus bösem Zufall verunglückt oder absichtlich den Tod gesucht, das war eben die wichtige Frage, von welcher ein „eheliches“ Begräbniß abhing und weshalb man die Sache von Polizeiwegen hochwürdiger Geistlichkeit zur Entscheidung vorgelegt hatte.

Das unerwartete Ende Zunkels machte aus besonderem Grunde unter dem Volke ein gewisses Aufsehen. Der alte Knasterbart trug nämlich seit einiger Zeit ein vollständiges Verzeichniß aller Teufel bei sich, deren Namen auf den Pergamentblättern seiner Brieftasche mit großen Zügen aufgeschrieben waren. Ob diese merkwürdige Liste ihm als Schutz und Amulett oder gar als Zeugniß eines Bündnisses mit den Mächten der Finsterniß dienen sollte — wer konnte es wissen. So viel war sicher, daß der Capitano, wenn ihm im Verhau die richtige Stimmung kam, diese Liste oftmals als geheimnißvolle Waffe vorwies, auch vorlas, als citirte er Alle, oder als bereite er irgend eine neue ungeheuerliche Anklage vor.

Diese Brieftasche war bei dem Ertrunkenen gefunden worden. Hier lag sie und war immer noch feucht, aber auf dem Pergament waren deutlich und unverwischt die Namen von sechsundachtzig Teufeln zu erkennen, als beispielsweise:

Barbatos, ein Teufel, der gute Freunde uneins macht und auseinander hehet.

Etigor, ein Teufel unmenschlicher Kriege.

Furcas, ein philosophischer Vernunftsteufel.

Phogel, ein Teufel der Ungerechtigkeiten und Lügen.

Marchocias, ein Teufel der französischen Klüfte.

Baal, der Regierungsteufel.

Corberus, ein Teufel der Geißlichen.

Cimerios, ein Teufel, der Heimlichkeiten offenbaret.

Martor, der Reformationsteufel.

Citroll, der Reputationsteufel.

Insty und Ansty, die Subordinations- und Consequenzteufel, und so noch fünfzig andere.

„Sücht seltsam und nachdenklicher Erwägung werth“ — sagte der Archidiaconus. „Wer die Teufel an die Wand malet, beschwört sie auch. Dieser Verlorene hat ihre Namen auf der Brust getragen in freudhaftem Uebermuth, kein Wunder wenn der Volksmund sagt, er habe sich ihnen verschrieben und sie hätten ihn schließlich davongeholt. Aber auch andere Stimmen sind laut geworden. War es nicht dieser gefährliche Mensch, der den ganzen Wust dieses heillosen Processes aufgebracht, der von sogenannten „Uebelshäusern“ sprach, die Unglück verbreiten, während er selbst und allein zu solchen Gezeichneten gehörte, die Unheil ansifteten, wohin sie kamen, bis sie selbst demselben erliegen? Wahrlich, es will mich an die Schrift mahnen und an dieselbe Gerechtigkeit, die Judas Hand wider sich selbst wandte in Verzweiflung. Gleichwohl und jedennoch, da nimmermehr wird bewiesen werden, auf welche Weise der Unselige von hinnen fuhr, möcht ich die mildere Auffassung nicht gänzlich ablehnen und ihm ein ehelich Begräbniß gönnen in aller Stille. Suaviter in modo, fortiter in re; möge deshalb das Teufelsverzeichnis dem Feuer überantwortet werden, bis es zu Asche verbrennt.“

Das zustimmende Schweigen der anderen hochwürdigen Herren schien diese Sache nach Wunsch und Vorschlag des Archidiaconus zu erledigen.

„Weit mehr aber bekümmert uns das Andere,“ fuhr er nach einer Pause fort, „und möchte ich die geliebten Amtsbrüder und Collegen ersucht haben, zum Entschlus zu kommen, was in solcher Sache zu thun.“

„Nachdem nunmehr die juristische Absolution aus Leipzig ergangen, wird hiesiges kaiserliches Gericht kaum eine andere Entscheidung finden können, und damit ist die häßliche Sache aus der Welt geschafft.“

„Viehet somit nur der Uebergriff in geistliche Function übrig und entsethet die Quästio, welche Buße haben wir zu statuiren?“

Des Exempels halber, denn ein Kerngerieth, wenn schon ein leichtes Viebel bestreht.“

Abermals langes Schweigen. Endlich bemerkte Diakonus Röser mit gewisser Schärfe:

„Nicht will bedanken, als gemahne der Casus an den Pöbelzorn des Strych zu Lutheri Zeiten.“

„Wie das?“ fragte Einer der jüngeren Herren, der erst seit einem Jahre angeheiratet und vom Land her in die Stadt gekommen war.

„Eine ganz lehrreiche Historie,“ erläuterte jetzt der Hofprediger Conrad von der Lage. „Vor da zu Zeiten des ihweren Gottesmannes Doctor Martinus ein gewisser Seyfried hieselbst, ein wohlbegüterter Bürgermann, aber von lüthlichem Lebenswandel. Als nun der damalige erste Superintendent an der Stadtkirche, Herr Doctor Casus, solch einen Mann seiner Schlemmerei und Ueppigkeit vorgeworfen und auf der Kanzel öffentlich gestraft, da ist es geschehen, daß bemeldeter Ursau dem Dienste Gottes aufgehört und sich thätlich an ihn vergrißen, ein schier unähnliches Verbrechen.“

„Dabei jedoch zu bemerken,“ fuhr der Archidiaconus Kellner fort, „daß der gottselige Doctor Luther, als der Hüll vor ihn gebracht ward, selbst gesagt, man solle alles Weitere dem großen Gott und seiner Obrigkeit anheimstellen, man werde schon erfahren, daß dieser Mann der Seinigen Wohlthat ver schlagen habe. Ist denn auch eingetroffen, dergestalt, daß der reiche Seyfried zum armen Manne geworden und ist binnen einem Menschenalter kleiner von der großen Familie übrig geblieben; der Eine der Söhne ward erlöset, der andere hingerichtet, der Dritte starb im Spital, ein vierter im Narrenhaus und sind Söhne und Töchter unermehrten Geschlechts untergegangen, wie auch ihr Reichthum in alle Würde zerbrochen. So mein ich auch, man solle im vorliegenden Falle alles Andere dem Himmel anheimstellen. Auch hier bin ich für meinen Grundsat: suaviter in modo —“

„Ganz wohl,“ unterbrach ihn abermals Diakonus Röser. „Uns ist der Ausgang wohl bekannt, aber solche Miße hat den Gottesmann Dr. Luther's damals keineswegs abgehalten, dem Schuldigen ex officio eine Strafe zu dictiren, nämlich, daß er zur Buße die Sacristei an der Kirche erbauen lassen müsse, wie sie heute noch bestehet.“

„Sie wollen also sagen?“

„Auch Herr Rämmerer ist wohlbegüterter und könnt gleicherweise ein gottgefälliges Werk leisten. Eine ähnliche Buße würde ihn kaum hart ankommen.“

Dieser Vorschlag fand jedoch mehrfachen Widerstand. Ein Theil der hochwürdigen Herren bestand auf einer Kirchenbuße Seitens der Frau Rämmerer, ein anderer Theil stimmte der versöhnlichen Anschauung des Herrs Archidiaconus bei, die Sache bei gelegentlicher Müge betenden zu lassen.

Noch während die hochwürdigen Herren darüber hin und wider sprachen und zu keinem Entschlus kommen konnten, erschien der Hofrath Bildvogel mit einem Publicandum Seiner kaiserlichen Gnaden, welches Schriftstück nächster Tage zur allgemeinen Kenntniß sämmtlicher Untertanen des Herzogthums gebracht werden sollte.

Der Inhalt lautete: „Daß Seine kaiserliche Durchlaucht der regierende Herzog Johann Ernst, obzwar völlig genesen, doch in Erinnerung dieses und anderer Unfälle sein Testament niedergeschrieben und hinführt, wenn auch nicht gänzlich vom Regiment zurücktrete, doch alle Haupt- und Staatsactionen, sowie auch die Administration gänzlich seinem Sohne und Nachfolger Erbprinzen Wilhelm Ernst hiermit feierlichst übertrage, denselben auch von genanntem Tage an als majoren und großjährig erklärt haben wolle.“ Mit dieser Wendung der Dinge trat auch die schwebende Sache vor ein anderes Forum und man wußte recht wohl, daß auch der Erbprinz nicht minder wie der regierende Herzog sich ganz specialiter für die Familie Rämmerer interessire.

## Schloß Siegmundskron in Tirol.

(Mit Illustration.)

Von der Talferbrücke bei Bozen kann man auf dem sich westwärts hinziehenden Wege zu Fuß in einer Stunde die Etsch erreichen. Weingärten, deren sorgsam gepflegte, hier mit dem italienischen Worte Pergole bezeichnete Lauben das Auge ergötzen und der an und für sich schon so herrlichen Landschaft das Gepräge bewundernswerthen Anbaues verleihen, erstrecken sich eine geraume Zeit lang zu beiden Seiten der in ihren Bindungen von Steinmauern eingeschlossenen Fahrstraße. Zuletzt öffnet sich eine weite Ebene, wo die wehmüranten Lattengänge überall Kukuruzfeldern Platz machen und erstaunlich hoch aufgeschossene Palme sich hinter lebendigen Hecken in den linden Lüften wiegen. Da lacht wohl dem glücklichen Adersmann das Herz bei der Aussicht auf so reiche Ernte.

Je weiter man nun in dieser fruchtbaren Niederung vordringt, desto mehr überrascht dieselbe durch die Mannigfaltigkeit ihrer nur in südlichen Himmelsstrichen heimischen Pflanzenwelt. Bald festelt jedoch den Blick der schäumende, gefürchtete Eisadfluth, welcher, nachdem er die Talfer und ihre Nebenbäche aufgenommen, sich hier in die schöne Etsch ergießt. Werne hält man an legierem Strome still, die zuweilen recht stürmischen, meistens aber wie der Himmel, den sie abspiegeln, ruhigen und durchsichtigen Fluthen zu betrachten, wie dieselben, bevor sie den sonnigen Gefilden Italiens zueilen, vor uns einen gewaltigen Porphyrtessen bespülen, welcher auf seinem von dunklen Särofien umzackten Haupte die Ueberreste der größten unter den Burgen Tirols trägt.

Noch sind an den riesigen Trümmern, die sich über einer fast senkrechten Steinwand erheben, Mauerkronen zu sehen, sowie ein Rundthurm mit Zinnen, welche dem Zerfallswerke der Zeit und der Menschen widerstanden, und eine noch vollständig erhaltene Umwallung mit zum Theile eingefürzten Schanzen.

Die Geschichte der Burg Siegmundskron ist uralte. Es wird erzählt, daß schon im neunten Jahrhundert an dieser Stelle eine ältere Burg sich erhob. Sie hieß Formig, gehörte den Bischöfen von Trient und diente ihnen als Bollwerk gegen stets kampfs- und beutegierige

Nachbarn. Der Name selbst kommt in alten Büchern verschieden geschrieben vor, sicher ist nur, daß in diesem Schlosse um das Jahr 933 ein edler und tapferer Ritter, Hilbold von Formigau hauste, von welchem das ruhmvolle Geschlecht der Grafen Firmian abstammt. Unter den Sprossen dieses noch heute blühenden Hauses werden genannt: Konrad von Firmian, der sich im Jahre 1165 beim Turnierfeste zu Brixich besonders glänzend hervorthat, und Ulrich von Firmian, anno 1237 Domherr zu Trient.

In ältester Zeit einfache Burghöfe, dann Lehensmänner der Bischöfe, sahen die Schloßherren ihre Macht zugleich mit jener ihrer geistlichen Lebensherren wachsen. Dies war namentlich der Fall zur Zeit der Niederwerfung der Grafen von Eppau durch die Bischöfe von Trient. Später ergriffen die Firmians Partei für das Erzhaus Oesterreich und Hillebrand Firmian unterfertigte die Abdankungsurkunde der Landgräfin Margarethe Maultasch. Im Jahre 1526 mit dem freiherrlichen, 1749 mit dem gräflichen Titel bedacht, hielten die Firmian jederzeit treu zu Kirche und Hof. Zwei Brüder traten ihr Stammschloß dem Erzherzog Sigismund gegen beträchtliche, in der Nähe von Fleims gelegene Ländereien ab.

Mit dem neuen Namen, Siegmundskron, verlängete sich der Zwingburg äußere Erscheinung. Der Erzherzog ließ starke Befestigungswerke hinzusetzen, unter dem Vorwande, eine Vormauer Tirols gegen Venedig zu gewinnen, in Wirklichkeit aber, um das Etschthal mit seinem unrühmigen Landadel desto sicherer zu beherrschen. Dies behauptet wenigstens der Dominikanermönch Felg Fabri, der auf einer Pilgerreise nach Jerusalem Bozen zweimal im Jahre 1480 und im Jahre 1483 besuchte.

Nach Sigismunds Tode blieb das Schloß verlassen. Seichte Fluhsufer machten die Wegend ungesund. Mehrere Familien folgten einander im Besitze des Lehens: die Fuchs, Brandis, Wolfenstein, diese Letzteren von 1649 bis 1806, ohne jedoch das Schloß zu bewohnen, das immer mehr in Verfall gerieth und heute als Pulverturm dient.

## G e t r ä u m t .

Ich lehn' in Deinen Armen  
Und küßte Deinen Mund,  
Und sah Dir in die Augen  
Als in den Herzensgrund.

Und bebend Dir am Herzen  
Hab' selg' ich gesäumt, —  
Und als ich dann erwachte,  
War Alles nur — geträumt.

Und sprach zu tausend Malen:  
Ich liebe Dich für und für,  
— Doch ist's denn wirklich Wahrheit,  
Daß Du Dich neigst zu mir?

Elena Sidach.

## Die Kattenfängersage von Hameln.

(Schluß.)

Eigenthümlich ist es, daß schon in diesem Gedicht die Vermuthung ausgesprochen wird, daß die verschwundenen Kinder in Siebenbürgen wieder aufgetaucht sind. Da dies und die ganze Art der Dichtung wohl von Interesse ist, lasse ich die Verse hier folgen:

Ein schrecklich Wunder vor Augen ist,  
Und solchs im Geheim man list.  
In einer Stadt ganz wohlbekant,  
Hameln genant in Sachsen Landt  
Das im Jahr nach Christi Gebart  
Ein Wundermann ganz angefordt  
Zwölff Dundert vier und Achtpf' schied  
Aufm Tag Johans und Paul im Jahr,  
Der Sechs und Zwanzigst Juny war  
Mit bunten Kleidern angethon  
Auff Weiß Orln von Farben schon.  
Und konn gewandert über den Strom  
Die Weser genant der Wasserfloss  
Dort in die schöne Stadt hinein,  
Mit Spieln, Pfeiffen und Gaukeln fein,  
Reichs den albern Kindern gefallt  
Und hauffenweis zu ihm gelofft

Dem dann gewesen an der Raht  
Hundert und Dreißig überall  
Und führt sie mit hinous geschwindt,  
Wol durch die Stadt die lieben Kindt,  
Osterthor auß durch die Gassen,  
Noch ist genant die Bungeleis Straßn,  
Woh an einen Bergk Calvarien,  
Da ist noch thun zwö Steine stehn,  
Wber's Loch da geschach der Raht,  
Und gleich mit selbiger Jahrzahl  
Der alch Wasser von ander floß  
Und ober sie allsamt sich schlöß.  
Ausgenommen zwö Knäblein fein  
So wieder zurück gefert seyn.  
Der einer Stum, der ander Blind  
Die solchs gezeit geredt geschwindt,  
Wie ihr Weiplein gingen zu grundt,  
Dah man ihr keins mehr sehen kundt.  
Worauf die Eltern pforscht ganz eben,  
Wor doch die Kindlein blieben meren.  
Aber gleich an die igo Stundt  
Noch kein Orth ist worden kundt.



Schloß Stegmühlstein in Etrol. Originalzeichnung von J. Kirchner

Da ein Nachricht sei Nie bekannt,  
 Und einiges Kunde an uns gelangt,  
 Doch hat man thun für Wahrheit sagt,  
 Sie sollen in fernem Landen jagen.  
 Durch Gottes Verhenglaß und Noth,  
 Siebenbürgen der Geschlecht Nachkommenschaft.  
 Daher ein solch Wehklagen der Alten,  
 Als wenn ihr Herz hette thun zerpalten.  
 Und soll dichs Werk herprungen sein,  
 Das in der Stadt gang in gemeln  
 Gewesen sein vil große Kaphn,  
 Welch weder durch Gylt oder durch Kaphn  
 Man konnt vertreiben: Da wardt bedacht,  
 Wie ein Kunst würd zu weg gebracht  
 Dadurch man sie all könn teuffen  
 Im Wehstroom gar eruffen.  
 Da fand sich dieser Wundermann,  
 Ganz Ebenhemisch angethan,  
 Der yff die Mensch zusamen all.  
 Erufft sie im Stom auff einmahl  
 Da man aber nicht gar wolt gahlen,  
 Was ihm war zugesagt vormahlen.  
 Wie hart er auch das Volk besprach  
 Die Stadt drauweg sein Born und Nach,  
 Und eben umb dieselbe Zeit,  
 Johan und Paul feierten die Leuth,  
 Derhalten in der Kirche saßen,  
 War der Mann wieder auß der Gassen.  
 Und namt mit sich hinaus geschwindt  
 Die Hundert und Drißig liebe Kindt  
 Laß solches Uns ein Weispiel sein  
 Denn Gottes Gericht und sein Gewalt

Zur Hand kann komm, und gleich alsbaldt.  
 Und straffen nach verdientem Lohn,  
 So wie nicht werden Buße thon.  
 Besüß doch Gott behütet woll  
 Durch Jesum Christum Uns allzumohl.

So hat sich die Sage im Laufe der Jahrhunderte stetig und allmählig entwickelt, und wir nehmen dieselbe in dieser jetzigen Form als unser Gemeingut in Anspruch. Zu allen Zeiten hat man aber nach einer andern Ursache gesucht, das Verschwinden der Kinder zu erklären. Die Thatfache selbst ließ man gelten, nur war das ganze Ereigniß sehr durch Sage und Romantik verklärt, so daß es schwer schien, den Schleier zu lüften, den Jahrhunderte darüber breiteten. 6 Jahrhunderte sind im Schooße der Ewigkeit versunken seit das Leid über Hameln herein brach, wo fände sich ein Zeuge, der spätern Geschlechtern Kunde gäbe, wie und was sich Alles zutrug. Der alte Thurm der alten Münsterkirche sah vielleicht hernieder auf die abziehende Kinderschaar, während Hameln's Bürger im Gotteshaufe ihre Andacht hielten. Er blieb damals stumm, ließ keinen Warnungsruf erschallen, und giebt auch heut keine Antwort auf die dringendste Frage.

Zuerst dachte man an einen Bergsturz, an ein Naturereigniß, wieder Andere wollten in den Kindern die wehrhafte Jugend Hameln's sehn, die im Kampfe gegen den Bischof von Minden fiel. Viele glauben an einen Kindereuzug, Manche bringen das Ereigniß mit der im Mittelalter gebräuchlichen Tanzwuth zusammen. Mit viel Feinheit und Geist hat ein Jeder seine Ansicht vertheidigt, aber wer kann sagen, was das Richtige ist?

Im Sommer 1884 feierte die Stadt Hameln den 600jährigen Wehentag des Kinderauszugs. Das von Taufenden besuchte, wohlgeplante Fest trug viel dazu bei, ein neues frisches Interesse für die Sage zu wecken.

## Rubana.

Novelle von Leon Floß.

(Fortsetzung.)



Stach hörte Alles. Er weinte auch ein wenig und hustete.

Der Fremde legte nun eine Rolle Geld auf den Tisch und den Contract. Er gab ihn Stach zu lesen, der Rubana die Hand führte, als sie unterschreiben mußte. Sie hatte das Schreiben noch nicht gelernt. Aber es war merkwürdig, wie schnell sie dies und Alles, was man ihr sonst beibringen wollte, erlernte.

Nach drei Jahren hatte sie unter Anderem Deutsch, Französisch und Polnisch, Lesen, Schreiben und Singen gelernt. Der alte Mann hatte Recht behalten. Nach ihrem ersten öffentlichen Auftreten bereits nannte man Rubana die „polnische Nachtigall“, drei Jahre von jenem Abend an. —

Ewa's war inzwischen gestorben, schon im ersten Jahr. Rubana hatte sie begraben lassen, schön und feierlich auf dem israelitischen Friedhof, drüben in Serwaniga.

Stach wohnte noch immer im Dachkammerchen. Er hatte es nicht verlassen wollen, trotz Rubanas Bitten.

„Hier habe ich Dich kennen gelernt,“ sagte er senkend und hustend, „Laß' mich hier ster —“ er sagte es leise und sprach es nicht ganz aus.

Das Mädchen blickte ihn erst erschrocken an und weinte, dann aber nannte sie ihn einen Schelm, küßte ihn leidenschaftlich auf Mund und Herz.

Die Treppen stieg Stach jetzt nie mehr hinab. Er gab keine Stunden mehr. Der alte Maestro hatte einige seiner Lieder drucken lassen; sie gefielen plötzlich und brachten dem Componisten Geld ein.

„Im Sommer verlasse ich die Schule und trete öffentlich auf. Darauf unternehme ich eine große Gastreise. Dann heirathen wir uns,“ sagte Rubana oft.

An dem Abend, da Rubana ihren ersten Lorbeer erhalten, stieg sie zu später Stunde in Stachs Kammerlein hinaus.

Das letzte Mal.

Am nächsten Morgen sollte sie Lemberg mit ihrem Impresario verlassen.

Sie warf den Kranz auf Stachs Bett. Er schien zu schlafen. In der Ecke flackerte ein trübes Lämpchen.

Schweigend betrachtete Rubana den Geliebten eine Weile. Er erschien ihr unendlich bleich, mager, verändert.

Entsetzliche Angst beschlich sie.

Leidend, hilfsbedürftig wie er war, konnte sie ihn so seinem Schicksal überlassen?

Bitternd neigte sie sich über ihn.

„Liebster,“ flüsterte sie an seinem Ohr, „sprich, ob Du willst, daß ich bleiben soll? Sage ja, und ich verzichte für ewig auf Ruhm, Ehre und Gewinn!“

Stach hob die Augenlider langsam auf. Sein Blick traf den Lorbeer. Er lächelte wehmüthig.

„Geh!“ murmelte er, „ich will Dich nicht halten. Erklimme den Gipfel, nach dem Dich's zieht. Erwirb Dir Lorbeer, Ruhm und Gold. Aber in jener fremden argen Welt, die Du betreten wirst, wo hinter Glanz und Pracht verborgene List, Falschheit und Verführung auf allen Seiten lauert — bleibe standhaft, Rubana — bleibe gut — bleibe treu!“

Tausend Mal versprach sie's ihm.

Sie war berühmt geworden, weltberühmt, die „polnische Nachtigall“. Sie hatte auf den Bühnen zu Wien, Berlin, Petersburg mit beispiellosem Erfolg gesungen. Mit Gold und Lorbeer war sie überschüttet worden im alten und neuen Welttheil.

Beides verachtete sie, und die Menschen, die es spendeten, dazu — sie besaß Keinen mehr, mit dem sie es theilen konnte. Sie war nicht länger Rubana, das kleine, dürstige, blasse Judenmädchen — Stachs Geliebte: zum schlanken, stolzen, blonden Weibe war sie herangeblüht. An Chic und Tournüre stand sie keiner Salondame nach.

Sie galt für schön, für unnahbar bei den Männern.

Dabei war sie hart, hochfahrend, fast, löunenhaft geworden. Man nannte sie unberechenbar und excentrisch.

Die Bettlerin Kubona war arm an Allem, nur nicht an Hoffnung und Liebe gewesen. Die berühmte Diva barg unter der brillantengeschmückten Brust ein todtmüdes, von Neue und Hoffnungslösigkeit zermühtes Herz. Gewiß, sie war nicht mehr Kubona. Und sie hieß auch nicht mehr Kubona Mandelbaum. In Rom hatte sie sich eines Tages christlich laufen lassen als Enrichetta und darauf geheiratet — einen atternden, liebevollen Marchese di Navaletto, von dem sie sich die Freiheit um zwei Millionen Frances wieder zurückkaufte.

Die Ehe hatte nur zwei Jahre gedauert, lange genug für die Marchesa, um Höllepein darin zu erdulden. Der Marchese hatte ihr Geld verspielt, an Tänzerinnen vergeudet, sie selber mißhandelt.

Sie war in seine Hände gefallen, als der alte Maestro, ihr treuer Freund und Berater, ebenfalls das Zeitliche segnete und sie gänzlich verwaist, unbeschützt, ungewarnt, mit ihrer Jugend, ihrem Ruhm, ihrer „goldenen Nachtigallenstimme“ in der unbarmherzigen Welt allein ließ.

Bitter küßte sie den kurzen Wahn, in namenloser Neue und Pein an einen Verhafteten gefesselt.

Endlich ward sie wieder frei und sie rächte sich mit Stolz, mit Laune, mit Willkür und Verachtung an dieser unbarmherzigen, betrügerischen Welt.

Sie haßte die Männer. An Stach wagte sie nicht mehr zu denken.

Eines Tages kam sie wieder nach Lemberg, ihrer Geburtsstadt. Lemberg war stolz auf seine Tochter und wußte sich viel auf dieses Gastspiel zu gute. Die Diva pflegte sonst nur Residenzstädte auf ihrer Tournee zu berücksichtigen. Wenn sie auftrat, jauchzte ihr ein übervolles Haus entgegen. Prachtige Präsenze, Bouquets, Kränze, Schleifen regneten auf die Bühne herab.

Die Sängerin bestimmte die volle Einnahme der ersten drei Abende für die Armen Lembergs.

„Sie ist excentrisch,“ sagten Collegen und Publikum.

Noch etwas Anderes bestärkte die Kritiker in dieser Annahme: Enrichetta weigerte sich zu Fuß oder zu Wagen einen gewissen Theil einer gewissen Straße der Stadt zu passiren. Sie hieß Kutischer und Begleiter jedes Mal einen großen Bogen um diese Häuserreihe machen. Einen Grund gab sie nicht an.

Unzählige Billet-doux, Liebeserklärungen, Heirathsanträge fließen täglich per Post, auch per Expresß bestellt bei der Marchesa ein. Enrichetta warf sie sämmtlich in den Papierkorb, ohne sie recht gelesen zu haben. Nur einen Brief mit der Fürstentrone darauf befiel sie längere Zeit in der Hand: Ein Heirathsantrag von Prinz Niklas, dem Neffen der Prinzessin C.

Er habe sie Abends zuvor, von der Loge seiner Tante aus gehört und gelesen, und sich — wie er schrieb — auf den ersten Blick sterblich in sie verliebt; d. h. man hatte ihm dort gesagt, daß die Stimme der Sängerin eine wahre Goldgrube für dieselbe, daß sie überdies puritanisch tugendhaft, geradezu unnahbar sei.

Das Eine wußte er mehr zu schätzen als das Andere.

Niklas war gänzlich verschuldet. Chero tante wollte nicht länger bezahlen. Die Gläubiger drängten.

Enrichetta war sichtlich mit Brillanten überladen. Die allabendlichen Einnahmen von Tausenden von Gulden gereichten ihr ebenfals zur Last. Der Prinz glaubte sich ernstlich dazu berufen, sie vom Druck der ersteren und der letzteren zu befreien.

Traviata war auf dem Theaterzettel für den Abend angelegt. Enrichetta in der Titelpartie. Das Haus war in den Morgenstunden bereits ausverkauft.

In der Garderobe stand die Diva vor dem Spiegel. Zwei Dienerinnen legten die letzte Hand an die prächtige weiße Spitzen-toilette, befechtigten hier eine Brillantagraffe, eine Kofette, dort eine Perlenkette im rothen Haar.

Enrichetta achtete nicht darauf. Sie schien in Gedanken verloren. Ihre Blicke wanderten ruhelos im Zimmer auf und ab.

Plötzlich blieben dieselben auf einem Kalender, den ihre Borgängerin an der Wand zurückgelassen, haften. Mit einem biden rothen Strich war das Datum des gegenwärtigen Tages ausgezeichnet.

Vielleicht der Geburtstag eines lieben Verwandten, oder sonst ein Gedentag?

Die Diva stieß einen lauten Schrei aus. Sie schlug die Hände vor's Gesicht. Sie weinte nicht, aber sie schluchzte laut ohne Thränen.

„Stach,“ murmelten ihre Lippen, „mein Stach — unser Verlobungstag!“

Den erschrockenen Dienerinnen befahl sie, sofort den Regisseur herbeizurufen.

Er kam.

Enrichetta stand noch vor dem Spiegel, den Blick auf dem Kalender.

„Ich werde nicht singen,“ sagte sie.

Der Mann bat, siehe, beschwor die Sängerin. Er berichtete ihr von dem bis zur Decke gefüllten Hause, von unerhörten Ovationen, die für sie in Aussicht genommen. Er drohte schließlich mit einer hohen Conventionalstrafe.

„Ich werde nicht singen,“ wiederholte sie ruhig.

„Auf welche Weise aber soll ich das Publikum beruhigen, einem Scandal vorbeugen? Einen Grund, der einige Wahrscheinlichkeit hat, geben Sie mir wenigstens an!“ rief der Verweifelnde händeringend.

„Sagen Sie, was Sie wollen. Ich sei krank geworden. Erfinden Sie etwas. Ich singe nicht.“

Dabei blieb die Marchesa.

Vor seinen Augen küßte sie sich in einen kostbaren Zobelpelz, schlang einen Blondenshawl um Kopf und Hals und schritt an dem Sprachlosen vorüber, zur Thür der Garderobe hinaus.

Vor dem Portal des Hauses rief sie einen Lohnkutscher an. „Sofort nach der . . . straße!“

Sie warf dem Erstaunten ein Goldstück hin.

Vor einem Hause in jener Straße, die sie bisher ängstlich gemieden, stieg sie aus. Sie kommt, wie ehemals, die sechs Treppen hinan, hinauf bis auf den Boden.

Niemand begegnete ihr.

Der Brettverschlag unter der Treppe war verschwunden. Aber da war Stachs Kammer.

Noch immer die alte morsche Thür!

Einen Augenblick blieb Enrichetta stehen, athemlos. Dann klopfte sie leise an.

Niemand rief herein.

Sie öffnete ohne Aufforderung.

Wie in jener vergangenen Nacht flackerte ein trübes Lämpchen in einer Ecke. Im Winkel stand noch das Bett und darin —

Enrichetta stahl sich herzu. Lange starrte sie ihn an.

Waren wirklich drei Jahre seit jenem letzten Abschied verlossen?

(Schluß folgt.)



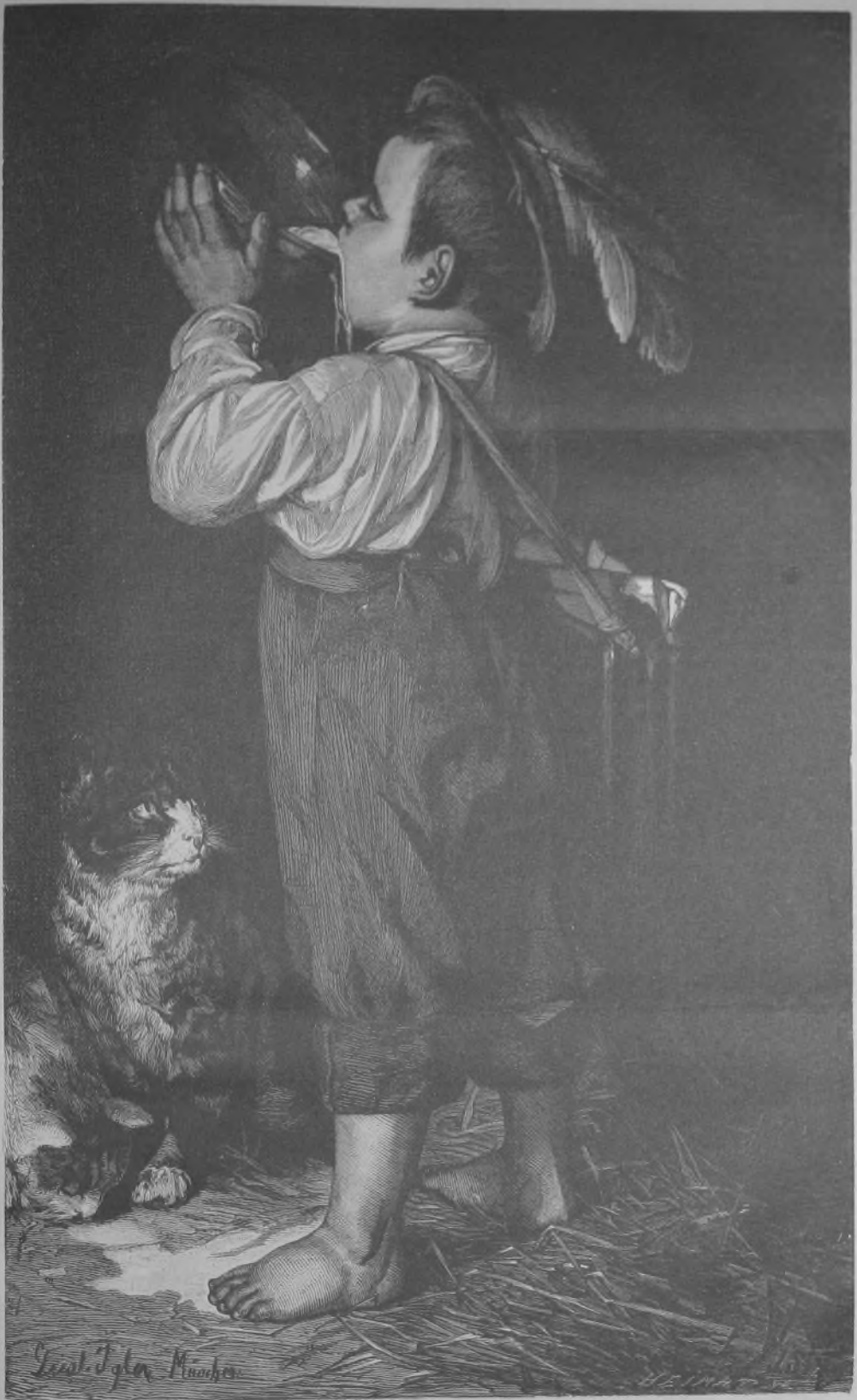
**Ihr Portrait.** Originalzeichnung von Karl Seisfert.  
(Mit Illustration.)

Kann wohl ich, wie ich treffend dich beschreibe  
In deiner schmeigsam lieblichen Gestalt;  
Als Mütterchen zu jung, als Kind zu alt,  
Bist du das kindlichste von einem Weibe.

Anmüthig sind der weichen Locken Wellen,  
Des zarten Kinns, der Wangen sanftes Rund,  
Der unaussprechlich süße Kindermund,  
Ein schüchtern Lächeln auf der Lippen Schwellen.

Aus deinen Augen spricht ein Herz voll Güte,  
Unschuld'g fragend und verständigvoll;  
Wärst du Bluth, so töntest du in Hohl,  
Als Rose wärst du Knospe und doch Blüthe.





Der Räscher. Nach dem Gemälde von Gustav Jäger auf Holz gezeichnet von Weiglärtner.

## Der Schmuggler Pulte.

Eine lustige Schmuggelgeschichte von F. Melek.

Der Held dieser kleinen Geschichte, Namens Pulte, ist ein merkwürdiger Kauz, gleich merkwürdig durch seinen Namen, wie durch seine unüberwindliche Abneigung gegen die Steuerbeamten. In einem Grenzstädtchen sesshaft, seines Reichens Reichlich, glücklicher Besitzer eines schwanngahft betriebenen Hammel-, Schweine- und Hühnerhandels, wohlhabend bis zur Bewußtlosigkeit — damit bezeichnete der Steuerath X. den höchsten Grad von Wohlhabenheit — steht er doch in dem Ruße eines Mannes, der es nicht über's Herz bringt, einen unversicherten Hammel oder ein über die Grenze geschmuggeltes Kalb von seiner Thür zu weisen. Die böse Welt behauptet sogar, Pulte gehe selbst auf Schmuggel aus, und diese Ansicht der bösen Welt theilen „aus innerer Ueberzeugung“ die Herren Steuerbeamten. Aber Pulte ist entweder eine gesundebräutliche Haut oder ein abgefeimter Strohkuh, der nach dem Grundfatz handelt: „Schmuggle drauf los, aber laß dich nicht erwischen.“ Denn auf frischer That haben die Herren von der Steuer unsern Freund noch nicht erwischt, und auch die öfters vorgenommene Hausdurchsuchung liefert keinerlei Material zu einer Anklage. Man fand niemals einen unversicherten Hammel, der gegen Pulte hätte Zeugniß ablegen können. Gleichwohl beobachteten die Steuerbeamten mit Argusaugen das Treiben unseres Helden.

Eines Tages endlich sahien das Sündenmaß Pultes zum Ueberlaufen voll zu sein. Der jour habende Steuerbeamte bemerkte nämlich, wie der schon seit langer Zeit Verdächtige am hellen lichten Tage mit einem großen Sack auf dem Rücken, unter seiner Bürde schweigend und stöhnend, die Grenze überschritt, einen Augenblick Halt machte und unsicheren Blickes nach dem Zollhause äugte. Natürlich mußte der Verbrecher an dem fatalen Häuschen vorüber — und dort lag mit wahrhaft grauenhafter Schadenfreude im Herzen der wachsame Hüter des Steuerfahls. Jetzt nähert sich der Schmuggler mit seiner Bürde dem Zollhause und eben will er mit geräuschlosen Schritten und bedächtig um sich schauend die gefährliche Stelle passieren — da tönt ihm ein energisches „Halt!“ entgegen.

„Was haben Sie in dem Sacke?“

„Ach was, lassen Sie mich nur in Ruhe; der verdammte Hund da drinnen hat mir schon genug zugefegt.“

„Wie, was, wer, wo, verdammter Hund? Herr! was soll das heißen? Ich frage Sie, was Sie da in dem Sacke haben.“

„Na, Sie hören's ja, einen Hund habe ich in dem Sacke, einen Hund, den ich mir dreiben bei dem Bauer Drebbeln gekauft. Es ist ein verdammnt bissiger Käter, sehen Sie nur wie er trampelt und um sich beißt! Jetzt lassen Sie mich aber in Ruhe, damit ich die Bestie endlich nach Hause bringe. Meinet!“

„Halt, Herr! Meinen Sie denn, ich sei dumm genug, Ihnen so was zu glauben? Definieren Sie mir unzerfährlich den Sack! Jetzt werden wir ja wohl endlich,“ fügte der Beamte hämisch hinzu, „wissen, woran wir mit Ihnen sind. Ja, ja, der Krieg geht so lange zu Wasser, bis er bricht!“

Nun wurde aber Pulte wüthend wie ein Eber, warf dem Beamten den Sack vor die Füße und schrie: „Herr, was fällt Ihnen ein! Sie beleidigen mich! — — Sehen Sie, da haben Sie die Bescheerung; Sie wollen mir's ja nicht glauben. Ach du lieber Himmel, mein Hund, mein Hund, den ich so theuer bezahlt habe, da läuft er! Aber warten Sie nur, Sie, Sie, Sie — das wird Ihnen theuer zu stehen kommen. Ich verklage Sie auf Schadenersatz, Sie müssen mir den Hund bezahlen! Verstanden?“

Was war doch ein Hund in dem Sacke? Ja freilich. Als unser Freund den Sack von der Schulter warf, sprang ein furchtbar großer Käter heraus, der sich, wüthend kläffend, gleichwie zu seiner Orientirung erst einige Male um sich selbst drehte, wobei er zwischen die Beine des

Steuerbeamten gerieth und den unglücklichen zu Falle brachte und schließlich in der Richtung, woher er gekommen, oder vielmehr gebracht worden war, Reißaus nahm. Freund Pulte aber lief schreiend und lachend mit dem leeren Sack in der Hand hinterdrein und ließ den verunglückten Mann des Geschehes in einer nur schwer zu beschreibenden Verfassung zurück.

Nach etwa einer halben Stunde nähert sich Pulte wiederum schweigend und stöhnend dem Steuerhäuschen. Er hat das Glück gehabt, den gräßlichen Hund einzufangen, hat die Bestie wieder in den Sack eingesperrt und sucht und wettet nun über den Steuerbeamten, der sich, wie eine Schnecke beim Herannahen des Gewitters, in sein Häuschen zurückgezogen hat. Und Pulte geht jetzt mit großen Schritten grade auf das Steuerhäuschen zu und schreit durch das offene Fenster wie ein Zahnbrecher: „Herr, es ist Ihr Glück, daß ich die Hundsbestie wieder eingefangen habe. Aber wegen der Beleidigung, müssen Sie, sprechen wir uns noch. Wenn ich mal was Steuerbares über die Grenze bringe, werd ich's dem geehrten Herrn „Steuerath“ schon selbst anmelden, ich, der Fleißigmeister Pulte!“

Nachdem er so sein Herz ziemlich ausgeschüttet hatte, schritt er mit seiner Last auf dem Rücken der Stadt zu; der Herr „Steuerath“ aber hörte den Mann noch aus weiter Ferne wettern und lachen.

Zu Hause angekommen, öffnete Pulte den Sack und ließ zur Freude seiner dort versammelten Compagnie ein großartig schönes Kalb herausspazieren.

Der freundliche Leser wird sich über diese Metamorphose nicht allzu sehr wundern, wenn ich indirekter Weise den Schleier des Geheimnisses etwas lifte. Pulte hatte nämlich mit einem seiner Freunde eine Wette entered, daß er am hellen lichten Tage ein großes Kalb vor den Augen des Steuerbeamten in die Stadt schmuggeln werde.

Der unglückliche Steuerbeamte ließ sich bald darauf versehen; denn in dem lieben, alten Grenzstädtchen war er in Folge des unglücklichen Ereignisses Tag für Tag so vielen hämischen, anzüglichen Blicken und Bemerkungen ausgesetzt, daß er endlich nachtheilige Folgen für seine Gesundheit daraus besorgte.

Der Nachfolger des Herrn „Steuerath“ lernte übrigens den biedern Pulte von einer ganz andern Seite kennen.

Eines Tages kommt unser Freund mit eiligen Schritten an das Steuerhäuschen gelaufen und klüffert dem erschauerten Beamten mit listigen Augenzwinkern zu, er habe gesehen, wie geflehen der Kaufmann F. — beiläufig einer der besten Freunde des Verräthers — mit zwei Centner Wries von der Grenze her durch das neue Thor gekommen sei. Der arglose Beamte bekennt sich in bewegten Worten für die „geschäftliche Mittheilung“ und eilt spornreichs davon, um, wenn möglich, das corpus delicti mit Beschlagnahme zu belegen. Der Kaufmann F. ist nicht wenig erlauthet, als er den Besuch des Steuerbeamten erhält, er will sich eben nach dem Zweck desselben erkundigen, da fordert ihn der Mann des Geschehes mit schauernder Stimme auf, anzugeben, wo die zwei Centner Wries seien, die er — F. — gestern über die Grenze geschmuggelt habe. Entschuldig erklärt F., er müsse da ein Verthum obwalten, es sei ihm nicht in den Sinn gekommen, gestern oder irgend einen andern Tage Wries einzuschmuggeln. Nach längerem Hin- und Herreden nennt endlich der Beamte den Pulte als seinen Gewährsmann. Jetzt geht dem Kaufmann ein Licht auf, und vor Lachen kaum verständlich erklärt der „Schmuggler“ dem verdutzten Beamten den Sachverhalt: er habe geflehen mit dem Steuerassistenten Wries — der netto 100 Kilo wog — einen Spaziergang unternommen und sei allerdings mit „2 Centner Wries“ nach der Stadt zurückgekehrt. Tableau.

Wenn Pulte nicht inzwischen gestorben ist, ärgert er gewiß heute noch die armen Steuerbeamten.

## Außere Ruh'.

So manches Menschen Auß're Ruh'  
Dem glatten Meerespiegel gleicht,  
Und Niemand ahnt, wald' heft'ger Sturm  
Einf hat sein Innerstes erreicht.

Und Niemand ahnt, daß sein Gemüth,  
Das äußerlich nur Reid erregt  
Und uns so friedevoll erscheint —  
Einf hat von Stürmen tief bewegt.

## Das Schicksal unserer Söhne in höheren Schulen.

Seit einer kürzeren Reihe von Jahren befindet sich das gesammte höhere Schulwesen im Zustande der Nervosität. Je mehr junge wissenschaftlich gebildete Kräfte dem Dienst des Staates zufließen, desto höher schraubt der Staat seine Ansprüche an das Bildungsniveau, und desto mehr werden auch die höheren Lehrer angetrieben, einen strengeren Maßstab an die Leistungen ihrer Schüler zu legen. Auch von ihnen befinden sich bereits viele im Zustande der Nervosität.

In Folge dieses so ziemlich allgemeinen Zustandes sind die Anforderungen an die Schultätigkeit sowohl bei Lehrern als bei Schülern längst straff gespannt. Die allein richtige Maxime, daß jeder vernünftige Lehrplan nur auf Durchschnittsmenschen berechnet sein müsse, — denn Durchschnittsmenschen bilden die große Majorität, nicht bloß in den jungen Generationen, sondern auch in angehenden Lebensstellungen reifer Männer — wird mehr und mehr verlassen und bald wird es dahin kommen, daß nur noch die Talente Anerkennung und Erfolg erlangen, um nachher sich durch die Ueberfüllung in den Anstellungssphären doch nur mühsam Bahn zu brechen.

Dafür zeugen die zahlreichen Durchfälle in den Examina, die vielen verloren gehenden jungen Existenzen, die Selbstmorde von Schülern aus getrübnem Eifergefühl u. s. w. Sehr viele brave junge Leute mühen sich mit Eifer und Ernst auf der Schule und haben doch kein Glück, entweder weil sie die Schwierigkeiten in einzelnen Wissenschaftszweigen nicht überwinden können, oder weil sie an der nervösen Abneigung einzelner Lehrer, an der Uebeltätigkeit irgend eines Examinators z. scheitern.

Wang naches aus wird der ungesunde Zustand des Schulwesens mit seinen praktischen Folgen verschlimmert durch die Schwankungen, welche in leitenden Kreisen bestehen. Seit Langem wogt der Kampf zwischen den Anhängern der Realanstalten und denen der sogenannten humanistischen Gymnasien. Während die Letzteren behaupten, nur die humanistische Gymnasien seien im Stande, den Universitäten, technischen Hochschulen, Fortbildungsanstalten zc. echt und umfassend gebildete Studienten zuzuführen, suchen die Ersteren nachzuweisen, daß nur die Realwissenschaften alle den hohen Anforderungen unserer Zeit genügende Bildungselemente darzubieten vermögen, und daß jedenfalls die Realwissenschaften ebenso wie die sogenannten humanistischen Principien zu einer harmonischen wissenschaftlichen und Charakterbildung führen. Das Festhalten an dem Vorwiegenden der griechischen und lateinischen Sprache in den Gymnasien wird von ihnen um so mehr als ein alter Hohn bezeichnet, als diese keineswegs so gelehrt werden, daß sie wirklich klassische Bildung hervorbringen könnten. Selbst Anhänger unserer humanistischen Schulrichtung geben zu, daß unsere Gymnasien — in denen man leider vielfach von Griechischland nichts als Grammatik lerne — und in denen es selbst der Talenteleuse, jeden idealen Jüngling wäre zum Abiturienten bringe, wenn er nur leidlichen Fleiß und ein gutes Gedächtnis für Vocabeln, etymologische Formen und ganz besonders für applicirbare loci zeige — die erstrebte geistige Durchbildung in nicht höherem Grade erzielen als unsere Realgymnasien, die mit Hilfe der Mathematik das logische Denken erfolgreich entwickeln und ihre Schüler zumeist wenigstens dahin führen, sich in der Muttersprache einfach, klar und correct auszudrücken zu können. Unsere Gymnasialabiturienten könnten das auch nach dreijährigem akademischen Studium zum weitest größten Theile nicht. Das Uebel wurzelt wesentlich darin, daß man sie in der Schule nicht lehre, deutsch zu schreiben wie Caesar lateinisch schrieb, sondern bombastische ciceronianische Perioden in schlechtem Deutsch gedankenlos nachzubilden. Es ist dem noch hinzuzufügen, daß ein lebendiger, tief eindringender Vortrag der griechischen und römischen Geschichte, mit Zuhilfenahme der in gutes Deutsch übertragenen hervorragenden griechischen und römischen Dichter und Schriftsteller, viel eher klassische Bildung beschaffen vermag, als die philologisch-grammatische Behandlung des alten Griechisch- und Römertums.

Eine große Anzahl von Autoritäten haben sich mindestens für die Gleichberechtigung der realistisch und humanistisch Gebildeten, theilweise sogar für die bessere Befähigung der Ersteren ausgesprochen. Der berühmte Philologe Geheimrath von Uelands, Rector der Universität Würzburg, Mitglied des obersten Schulraths in Bayern, erklärte in einer Rede, „daß auch der realistische Unterricht — wenn auch mit dem schmerzlichen Opfer des größten Meisterflüßes des menschlichen Geistes, wie Schleiermacher die griechische Sprache nennt — zu der philosophischen Facultät, wie zu akademischen Studien überhaupt zu führen geeignet ist.“ Ganz entschieden haben sich, zunächst in Bezug auf das medicinische Studium, die Professoren Esmarck und Billroth für die Zulassung der Realstudium-Abiturienten zum Universitätsstudium ausgesprochen. Professor Esmarck sagte unter Anderem hierüber in einem Schreiben an den Realhuldrector Krumme in Braunschweig: „Ich will nicht länger zögern, es auszusprechen, daß ich in Betreff der Nothwendigkeit einer gründlichen Schulreform mit meinen Collegen Denken, Förmung, Stimmung, Hülfe, Zeit u. A. völlig übereinstimme und daß ich es für meine Pflicht halte, dies überall auszusprechen, wo sich dazu Gelegenheit findet. Die Ueberzeugung, daß der Geist unserer Jugend verkommen unter dem Zwange, sich vorzugsweise mit Gegenständen beschäftigen zu müssen, welche für sie wenig Interesse und keinen bleibenden Werth haben, gewinnt offenbar unter den Gebildeten unserer Nation immer mehr Boden, und, stets bemüht, auch die Meinung

Anderer darüber zu erörtern, habe ich gefunden, daß die ganze Wirkkraft mit mir derselben Ansicht ist, wenn auch Viele es nicht wagen, dies offen auszusprechen, weil sie fürchten, für Reper oder Hauptlehrer (Reobatharen) gehalten zu werden.“ Das nun meine Ansicht über die Frage betrifft, ob für die Rezipienten die philologische oder die realistische Vorbildung vorzuziehen sei, so bin ich außer Stande, zu beantworten, ob die Ausbildung, welche die Schüler der Realgymnasien erhalten, für den zukünftigen Rest zweckmäßiger sei, als die der humanistischen Gymnasien, da wir Professoren ja nur selten Gelegenheit haben, Schüler von Realgymnasien unter unseren Studirenden zu sehen. Die Gründe aber, welche von Seiten der klassischen Philologen gegen die Zulassung der Realhülter zum medicinischen Studium geltend gemacht werden, erscheinen mir äußerst schwach. Doch für die Vorbildung zum Studium der Medicin die meisten Gymnasien nur Uebrigens leisten, ja, daß die meisten unserer Studirenden eine ganz ungenügende Vorbildung für unser Fach von der Schule mitbringen, davon habe ich mich durch langjährige Erfahrung überzeugt. Zunächst muß doch verlangt werden, daß der Arzt eine allgemeine Bildung besitze. Das aber viele von den auf den Lehrerschulen gebildeten Studenten das nicht mitbringen, was man jetzt „allgemeine Bildung“ nennen sollte, darüber herrscht z. B. in unserer Facultät kein Zweifel. Dazu gehört doch vor Allem eine ausreichende Kenntniß der neueren Sprachen, namentlich der englischen und französischen, dazu gehört eine genügende Beherrschung der eigenen Muttersprache, eine Fülle von auf Anschauung gegründeten naturwissenschaftlichen und geographischen Kenntnissen und endlich die Fähigkeit, seinen Gedanken auch durch den Zeichenschrift einen einigermaßen genügenden Ausdruck zu geben. Alles das scheint den meisten Abiturienten von Gymnasien zu fehlen und kann auf der Universität nur kümmerlich nachgeholt werden, weil die Facultäten die ganze Zeit abzusehen in Anspruch nehmen. . . . Ich glaube und hoffe, daß es nicht mehr allzulange dauern wird, bis der Unwille über das jetzt noch herrschende System den größeren Theil aller Gebildeten in Deutschland gepackt haben wird. Denn wird eines Tages ein pädagogischer Luther oder Stephan erstehen, der die Wälle durchbricht und der Kleinertigkeit der Grammatikalen ein Ende macht, und unser Kindsstudium werden eine glücklichere Schulzeit haben, als wir und unsere Kinder sie gehabt haben.“

Ebenso hat sich Professor Du Bois-Reymond in Berlin energisch für die Gleichberechtigung der Realstudium-Abiturienten mit den Abiturienten der sogenannten humanistischen Gymnasien zum Universitätsstudium, ja für eine Bevorzugung der Ersteren erklärt.

Der Gymnasialdirector Dr. Scholmer in Hamm erklärte auf der Generalversammlung des liberalen Schulvereins für Rheinland-Bestfalten, es sei ein Irrthum, zu meinen, daß das Ziel jeder höheren Schule, den Schüler dahin zu bringen, gebildet zu denken, nur durch das Studium der alten Sprachen zu erreichen sei; es müsse also den Realhültern die volle Gleichberechtigung mit den Gymnasien eingeräumt werden.

„Ich gebe nun viel weiter,“ fuhr er fort, „ich bekenne, ich bin ein treuer Anhänger der altklassischen Philologie, mein ganzes Studium erstreckt sich auf sie — ich gebe aber noch viel weiter als meine Collegen von der Realhülter, ich sage, einen Realhülter, der die Schule absolviert hat — nicht der das Abiturientenexamen genandt hat, das möchte ich am Liebsten fallen lassen — einen Realhülter, den seine Lehrer für reif erklärt haben, einen solchen Schüler soll man auch ruhig klassische Philologie studiren lassen. Wir geben doch kein Geheiß für Verdächtig die nicht existiren, und es kann nicht vorkommen, daß die Eltern eines solchen jungen Menschen so verückt sind, ihn zur Universität zu schicken, ohne daß er die Vorkenntnisse für sein späteres Studium besitzt. Wenn Jemand alte Sprachstudien treiben will, dann setzt er sich auf der Schule hin und lernt etwas, ebenso gut wie Jemand, der vom Gymnasium weggeht, um Chemie zu studiren, sich zu Hause hinstellt und die Vorkenntnisse für sein akademisches Studium macht; oder diese Studien auf der Universität vornimmt. Ebenso halte ich es nur für gerecht, wenn man einen Realhülter auch zum Studium der Zoologie zuläßt, überhaupt eine völlige Gleichberechtigung mit dem Gymnasialhülter zu Theil werden läßt.“

Auf dem Delegirtenstage deutscher Realhültern in Hannover erklärte Professor Rosenthal aus Erlangen sich auf Grund seiner zwanzigjährigen Thätigkeit als Universitätslehrer und als Examinator für berechtigt, ein Urtheil darüber abzugeben, wie weit die auf Realhültern erlangte Vorbildung zum Universitätsstudium ausreicht, und sprach sich in folgender Weise aus: „Bei der Bestimmung dessen, was die Vorbildung zu leisten hat, ist zu unterscheiden die Erwerbung bestimmter Vorkenntnisse und die allgemeine Ausbildung, die Entwicklung der Fähigkeit des Denkens, der Auffassung neuer Verhältnisse. Was die allgemeine Ausbildung der geistigen Fähigkeiten anlangt, so wird mit Recht darüber geklagt, daß es einem großen Theile der Studirenden an der Fähigkeit gebricht, verwickelte Verhältnisse logisch zu erfassen, an der Fähigkeit, Proceß sich anschaulich vorzustellen. Die Pflege und Entwicklung des Anschauungsvermögens hat daher eine große Bedeutung für die Vorbildung der studirenden Jugend. Sprachstudien, so bildend sie in vieler Beziehung sind, können hierin nichts leisten, denn die Sprache lehrt nicht Begriffe kennen, sie setzt vielmehr deren Kenntniß

voraus. Auch die Mathematik kann dem Mangel nicht abhelfen, da sie nur eine geringe Zahl von Vorstellungen voraussetzt und mit dieser arbeitet. Als bestes Mittel erscheint ein pädagogisch richtig geleiteter Unterricht in der Naturkunde, welcher auf der untersten Stufe, der Sexta, zu beginnen hat mit der physikalischen Geographie. Derselben sollen folgen die Grundzüge der Geologie, auf späteren Stufen Pflanzen- und Tierkunde mit Nützlichkeitslehre auf das Wesen der Organisation; endlich Physik und die Grundrissen der Chemie. Solcher Unterricht gewährt eine große Summe nützlicher Kenntnisse und entwickelt die Fähigkeit zum inductiven Denken, welches für alle Wissenschaften und für die Beurtheilungen der Erscheinungen im täglichen Leben die einzig maßgebende Grundlage bildet. Gerade für die Theologen, Juristen, Philologen u. s. w. wäre ein solcher Unterricht doppelt nothwendig. Daneben ist auch durch die Ausbildung des Zeichenunterrichts viel zu erreichen, denn das Zeichnen bildet das Beobachtungsvermögen aus und vermehrt die Fähigkeit der Auffassung räumlicher Anschauungs-begriffe entwickelt werden. Der Mangel an Anschauungsbegriffen ist eine Ursache der geringen Reizung und Fähigkeit für Mathematik. Von den Sprachen sollte der Muttersprache und ihrer Literatur mehr Raum im Unterricht gewährt und die Bildung eines guten Stils und eines leidlichen Vortrages angestrebt werden.

Die Veramslung deutscher Realschulmänner in Dortmund nahm nach einem glänzenden Vortrage des Universitätsprofessors Nach aus Braug folgende von Director Dr. Steinbart aus Duisburg begründete Thesen einstimmig an: 1) Die Bildungselemente, welche das Realschulwesen im Unterschied vom Gymnasium besonders pflegt (neueren Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften, Erdkunde, Zeichnen) sind für die allgemeine Bildung von höchsten Werthe. 2) Bezüglich der sachlichen Vorbildung gewähren sie für eine ganze Anzahl von Studien auf den Hochschulen einen bedeutenden Vorzug vor der Bildung durch das Gymnasium. 3) Das Realschulwesen ist aber in seiner Entwicklung behindert und nicht im Stande, seine volle Leistungsfähigkeit zu entfalten, so lange denselben nicht die gleichen Berechtigungen zuertheilt werden wie dem Gymnasium. 4) Die Bevorzugung der Gymnasien (durch das Berechtigungswesen) setzt den Werth jener Bildungselemente herab und nöthigt der großen Mehrzahl der Söhne der gebildeten Stände eine Vorbildung auf, die als allgemeine Bildung nicht mehr vollkommen genügt und die für manche Berufswege geradezu ein Hinderniß werden kann.

Nicht nur im Deutschen Reiche, sondern auch in Oesterreich begünstigen die betreffenden Ministerien bis jetzt entschieden die humanistischen Lehranstalten, nur für diese stehen alle Berechtigungen offen. Der jetzige österreichische Cultusminister Dr. von Gausch erklärte im Reichsrath unter Anderem: „Ich bin kein Bewunderer der Realschule. Die Realschulen haben Lüttichs geleistet, ich anerkenne das gern, es wird dort viel gearbeitet, es sind kenntnißreiche Menschen, die aus der Realschule hervorgegangen, aber ich würde im Interesse aller dieser Männer wünschen, daß sie das Gymnasium absolvid hätten. Glauben Sie mir, meine Herren, in der Regel sind es doch vielseitig verwendbarere Männer, welche aus einer humanistischen Lehranstalt hervorgegangen sind, als diejenigen, welche eine rein realistische Schule absolvid haben. . . . Heute verlangt man ja insbesondere die Kenntniß der modernen Sprachen; diese lehrt das Gymnasium nicht. Ich bin kein Bewunderer jenes Nebenunterrichtes, der an der Mehrzahl von Mittelschulen in den modernen Sprachen ertheilt wird. Ich sage dies ganz offen heraus. Ich will damit den Lehrern nicht naheheren, aber Eines ist sicher: erreicht wird nicht viel, wenigstens das wird nicht erreicht, daß Derselbe, der z. B. acht Jahre Französisch im Gymnasium gelernt hat, es auch sprechen kann.“ (Es wird aber auch nicht erreicht, daß die humanistischen Gymnasialisten griechisch und lateinisch sprechen lernen und vor Allem in es Thatfache, daß das Griechische und Latein nach absolviden Studien fast ganz vergessen wird, während die lebenden Sprachen weit fester haften, weil sie mehr wirklich gebraucht werden.)

In Preußen hat sich in neuester Zeit in der Frage der Berechtigung der Realanstalten eine tief einschneidende Wandlung vollzogen. Hier giebt es noch Oberrealschulen in Berlin (2), Breslau, Botsdam, Radeburg, Halberstadt, Elberfeld. Nieher hatten die Abiturienten dieser Anstalten wenigstens noch die eine Berechtigung, zum Studium des Bauwesens übergehen und Regierungsbaumeister werden zu können. Noch am 15. März erklärte der Vertreter des Cultusministers, Geheimrath Nath Dr. Bonig, gegenüber den Anträgen einiger Abgeordneter von der äusseren Rechte: daß der Besuch der Oberrealschulen seit 1869, wo sie weitere Berechtigungen erhalten, in einem größeren Procentsatze zugenommen habe, als der Besuch der Gymnasien. Die Oberrealschulen seien seine Erfindung der letzten Jahre, sondern sie hätten bereits seit Jahrzehnten bestanden und die Regierung habe die Ueberzeugung, daß die Organisation dieser Schulen gut sei.

Obern konnte die unterm 17. October 1883 vom Cultusministerium für die mit Realanstalten (höheren Bürgers-, Reals- und Oberrealschulen) verbundenen maschinen-technischen Fachschulen erlassene neue Prüfungsordnung doch nur den Zweck haben, die Examinanden für den Staatsdienst vorzubereiten.

Mit einem Schlage aber wurde die Lebensfähigkeit der Oberrealschulen zerstört durch die neuen „Vorschriften über die Ausbildung und

Prüfung für den Staatsdienst im Baufache“ des Ministers der öffentlichen Arbeiten vom 6. Juli 1886, worin es im § 2 der allgemeinen Bestimmungen heißt: „Voraussetzung für die Zulassung zu den Prüfungen (§ 1 Abs. 1 und 2) ist der Besitz des Reifezeugnisses von einem Gymnasium des Deutschen Reichs oder einem preussischen Real-Gymnasium.“

§ 64. Die den Abiturienten der Oberrealschulen eingeräumte Berechtigung, nach dem akademischen Studium zu den Prüfungen im Bau- und Maschinenfache zugelassen zu werden, bleibt nur noch für diejenigen in Kraft, welche ihr Reifezeugniß vor Ende des Jahres 1889 erworben haben.“

Sie nach bleibt im besten Falle nur noch den jetzigen Obersecundanern und Primanern der Oberrealschulen die Möglichkeit, als Baubeamte und Primanern der Oberrealschulen die Möglichkeit, als Baubeamte (im Hochbau, Ingenieurbau- und Maschinenbau) im Staatsdienst Verwendung zu finden, aber für alle übrigen Klassen ist jede Hoffnung hierauf abgeschnitten, und nach allgemeiner Ansicht bezeichnen die neuen Bestimmungen für die Oberrealschulen den Todesschloß.

Zwar stand das drohende Gewitter insofern bereits seit mehreren Monaten am Horizont, als in einzelnen deutschen Blättern, namentlich der Berliner Kreuzzeitung und der Königsberger Zeitung, wiederholt Angriffe auf die Oberrealschulen enthalten waren, aber selbst die Directoren der bezeichneten Schulen konnten sich nicht denken, daß jene Zeitungsartikel mehr sein würden als bloße Agitationsmittel. Noch vor Kurzem schrieb der Director der Friedrichs-Werderischen Oberrealschule Dr. Wallenkamp gegen die Angriffsartikel der Kreuzzeitung: „Es würde wohl richtiger gewesen sein, die Erstlingsberechtigung der lateinlosen Realschule mit neunjährigem Cursus — das ist die Oberrealschule — von dem Gesichtspunkte aus zu prüfen, ob sie innere Berechtigung hat; ob sie für die Gesamtbildung, ob sie insbesondere für die Studien aller des technischen Hochschulen und für Amt und Beruf des Architekten, des Ingenieurs, des Technikers die allseitig angemessene Vorbildung gebe, ob sie auch geeignet sei, für andere Lebensberufe richtig vorzubereiten. — Diese Frage stellt die von dem Herrn Minister Maybach zunächst am 2. und 3. August 1878 einer Conferenz von Regierungs-Commissarien, von namhaften Vertretern des Bauwesens und der Technik, den Oberbürgermeistern der bedeutendsten Städte, den Directoren sämtlicher technischer Hochschulen Preußens u. A., und demnach den beiden Häusern des Landtages vorgelegt, das gesammte technische Unterrichtswesen umfassende Denkschrift; sie gelangt in erschöpfender Begründung zu einer unbedingt bejahenden Antwort. — Die Conferenz hat sich der Auffassung der Denkschrift durchaus angeschlossen; in Folge dessen hat der Herr Minister Maybach durch Verfügung vom 1. November 1878 u. a. die lateinlosen Realschulen mit neunjährigem Cursus und wesentlich mit dem Lehrpläne, welcher in den hiesigen städtischen Gewerbeschulen in dieselbiger Arbeit herangebildet und erprobt war, organisiert und den Abiturienten derselben die Zulassung zu den Staatsprüfungen im Bau- und Ingenieurfach nach Abschloßung des akademischen Studiums zugesichert. Die beiden Häuser des Landtages haben in sehr eingehenden Beratungen die Vorlagen der königlichen Staatsregierung, welche durchaus den Erörterungen der Denkschrift und den Bestimmungen der Verfügung vom 1. Mai 1878 entsprechen, discutirt; bei diesen Verhandlungen haben die Regierungs-Commissare die Regierungsvorlage auf's Klarste erläutert und verteidigt; sie haben dabei die Unterstützung der sachkundigsten Mitglieder des Landtages gefunden. Insbesondere haben der Geh. Oberregierungs Rath Dr. Bonig und der Abgeordnete Gymnasialdirector Dr. Hofmann die pädagogische Seite der Frage, die Berechtigung der lateinlosen höheren Lehranstalt neben dem Gymnasium vom Standpunkte der allgemeinen Bildung auf's Gründlichste dargelegt; haben andererseits die Abgeordneten Dr. v. Bunsen, Riquel und Dr. Lucius (der jetzige Minister für Landwirtschaft) die Principien der Vorlage von Seite der Einwirkung auf die sociale Stellung und von Seite der Fachbildung auf's Eingehendste erörtert und auf's Wärmste verteidigt. Die Vorlagen der königlichen Staatsregierung sind demnach von beiden Häusern des Landtages genehmigt worden.“

Ebenso äußerte sich der Director der Oberrealschule in Breslau Dr. Fiedler unter Anderem:

„Die Artikel der „Königsberger Zeitung“ haben sich die Aufgabe gestellt, die Gemüther sowohl der die Oberrealschule besuchenden Schüler, als auch die der Eltern der letzteren zu beunruhigen. Die Artikel scheuen sich nicht, den denkbar schwersien Vorwurf unserer obersten Schulbehörde zu machen, der darin gipfelt, daß diese die Erstgenannten der Oberrealschulen nicht nur duldet, sondern auch zahlreiche Gemeinden ermuthigt hat, für diese Anstalten erhebliche Opfer zu bringen. Freilich ist nicht zu verkennen, daß die verschledenen, von großen, einflussreichen und angesehenen Zeitungen aufgenommenen Artikel einen Samen ausgestreut haben, der vielfach auf üppigen Boden gefallen ist, daß Bewegungen entstanden sind, welche den empferbernden Ober-Realschulen den Lebenssaft zu entziehen drohen. Es hat sich eine Strömung gegen die anfangs so freudig begrüßten Schulen gebildet, die aber hostentlich nicht stark genug sein wird, um kaum der Vollendung Zugeführtes wieder in Ruinen zu verwandeln. . . .“

„Die alten Sprachen haben ihren hohen Werth und ihre große Bedeutung; der Gelehrte wird sie nicht entbehren können, aber für die anderen Stände können sie durch das Studium des Deutschen, der neueren Sprachen, der Geschichte und der Realien ersetzt werden u.

Die Breslauer Oberrealschule wird fortfahren, nicht beirrt durch Angriffe, ihre Schüler in wahren nationalen Geiste und in wahrer nationaler Gesinnung zu erziehen. Sie hat sich das Vertrauen eines großen Theils unserer Bürgerschaft erworben; sie wird sich dieses stets würdig zu jeuen suchen."

Wenn nun auch Herr Director Fiedler in seinem Artikel nachgewiesen, daß die Frequenz in den Oberklassen der Breslauer Oberrealschule eine sehr ansehnliche ist und wenn er die Ansicht ausspricht: „Die Oberrealschule will nicht zur Universität vorbereiten; sie beabsichtigt in erster Reihe eine Schule zur Vorbereitung für Beamten-Carriären zu sein, sondern sie erstrebt, die Realschule im wahren Sinne zu werden und der Industrie, dem Kaufmannstande, der Landwirtschaft tüchtige Kräfte zuzuführen," so ist doch vorauszusetzen, daß der fast vollständige Mangel an Berechtigungen sehr viele Eltern davon abhalten wird, ihre Söhne ferner den Oberrealschulen zuzuführen, oder doch: sie zum Besuch der Prima zu veranlassen. Für den Kaufmannstand genügt die Ober-Secunda, für die Landwirtschaft tritt zur Vollenbung der Bildung die landwirtschaftliche Fachschule oder der praktische Caledienst ein, und was die industriellen Fächer betrifft, so kommen doch an erster Stelle immer nur die technischen in Betracht, und da ist zu fürchten, daß sich viele überschickende Kräfte von im Staatsdienst Geprüften finden werden, die in den Privatdienst übergehen und allen anderen vorgezogen werden.

Die Oberrealschulen haben Lehrkräfte, welche denen der Realgymnasien und „humanistischen" Gymnasien völlig ebenbürtig sind, sie besitzen eine ebenso strenge Disciplin, ebenso wissenschaftlich competente Leitung, das Bewußtsein der Gleichwertigkeit, abgesehen vom Latein, wohnt auch den Schülern der Oberrealschulen inne und doch haben sie nicht einmal die geringen Berechtigungen der Schüler der Realgymnasien. Von der Möglichkeit, sich während der Unterrichtsjahre oder später so im Latein auszubilden, daß sie den Realgymnasialisten gleichstehen, können die Wenigsten Gebrauch machen, weil die späte Aneignung des Latein im Privatwege zu schwierig ist.

Und so ist denn die Ausschließung der Oberrealschulen vom gesammten Staatsbaufach eine Maßregel zu betrachten, die wir in Wahrung berechtigter Interessen als eine in vielen Beziehungen nicht heilsame, die großen Opfer von Staat und Gemeinden für die Oberrealschulen nutzlos

machende, sowie die Zersplitterung Tausender von Staatsbürgern, die ihre Eltern den Oberrealschulen zugewandt haben, hinein schlingende und überdies als eine solche begründen zu dürfen glauben, welche der düsternen Kammerung und Herberhebung gewisser individueller Kräfte neue Nahrung gibt. Denn eine Ueberhebung muß man es nennen, wenn die Majorität des deutschen Reichesvertrages bei Vermägen der Oberrealschul-Abiturienten, zum Studium der Staatswissenschaften zugelassen zu werden, in doch zur freierden, lebendigen Welt als „Eindringler fremder Elemente" zu charakterisiren versucht, und dabei zu es, wenn irgend dieser Herrn Kritiker, deren Studiergang vielleicht hier und da nicht einmal als unangenehm anzusehen ist, sich für belohnt technisch-wissenschaftlicher, oder gar für besseres sociales Material behaupten als derjenige sein würde, welcher dem Staate aus den Oberrealschulen zufließt. Es wäre unter allen Umständen der Müßigkeit — ja, wir sagen es zu sagen: der Gerechtigkeit gegen die Eltern, deren Söhne Oberrealschulen besuchen — mehr entsprechend gewesen, nicht nur für die beiden Oberklassen, sondern für den gesammten Schülerbestand der Oberrealschulen zur Zeit der Eröffnung der stamm Verfassungsordnung die Möglichkeit offen zu lassen, erst zum Studium der Staatswissenschaften überzugehen; und als noch besser wäre sich vielleicht empfehlen, die betreffenden Oberrealschulen oder Theile des Status der Realgymnasien einzufügen, wobei den Oberklassen innerhalb des Lehrplans Gehörzeit gegeben werden müßte, die Kenntnis des Latein nachzulegen. So wie die Sachen jetzt liegen, können die Uppercaste, die seit Jahren in der Einrichtung der lebenden Scholasticen gemacht worden sind, nicht als abgeschlossen betrachtet werden, sondern es muß der Kampf um die Einkrittschule, um die Einrichtung von Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen mit allen erdenklichen Mitteln weitergeführt werden. Die Einkrittschule soll an die Stelle von Gymnasien und Realschulen treten, den Kern der humanistischen Bildung, das Studium der klassischen Sprachen, besonders auch der griechischen, sowie die historischen Wissenschaften beinhalten, dieselbe aber durch gründlicher Kenntnis der Methode, namentlich des fremdsprachigen Unterrichts, sowie durch mehr-



Vor dem Examen. Originalzeichnung von Th. Hermannsthal.

dolle Verhärtung der neueren Sprachen, vornehmlich der französischen, und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer den Kräftigen und verzüngen."

## Auß aller Welt.

**Der Räscher.** (Mit Illustration.) Gustav Hoyer gehört zu den hervorragendsten Künstlern der kaiserlich-bayerischen Colonie in München, er hat mit seinen Bildern schon vielfach Anerkennung gefunden und gehört auch zu denjenigen Künstlern, welche auf der Berliner Jubiläumsausstellung ausgehellt haben. Charakter zeichnet alle seine Werke aus; so auch den „Räscher", dessen Figur aus dem Kleinleben gegriffen und genau der natürlichen Wahrheit entspricht. Einer näheren Erläuterung bedarf das hübsche Bild nicht, ausgenommen daß der Verfasser auch wissen möchte, ob der nachhafte feste Junge für sein Vergehen, das ihm schon zur Gewohnheit geworden zu sein scheint, auch die gehörige Zurechtweisung gefunden habe.

**Das Baumaterial des deutschen Reichstagsgebäudes.** Ueber den Bau wird mitgeteilt: Während der Bau sich bisher von außen

nur als ein gewissermaßen als Skizze dinstendes Gerüst aus Backsteinen ausgeführt Bauwerk auszeichnet, ist er jetzt in ein zweites Stadium eingetreten und bietet dadurch dem Kenner ein höchst Interesse dar, daß man begonnen hat die Bauwerke mit großen Steinquadern zu umkleiden. Zahlreiche Arbeitskräfte sind damit beschäftigt, alle vier Außenfronten mit mächtigen Sandsteinquadern zu versehen. Zu dem Sockel verwendet man grauen Granit, welcher in den reichen Granitlagern des Fichtelgebirges gebrochen wird, während die höher gelegenen Theile dieses Gebäudes mit gewaltigen Sandsteinquadern versehen werden, von deren Umfang man sich einen Begriff machen kann, wenn man hört, daß ein jeder dieser Blöcke ein Gewicht von 50—80 Tonnern hat. Diese Sandsteinquadern werden in den verschiedensten Gauen unseres deutschen Vaterlandes gebrochen und

zwar in Groß-Warthau und in Radwiz in Schlesien, in Nesselberinder-Gannover, in Burgpreppach in Bayern und in Bergheim im Teutoburger Walde. Sämmtliche Steine liefern vorzüglichste, feinkörnige, feste und in Structur und Farbe vollkommen gleichmäßig erscheinende Sandsteine. Alle diese Steine werden sofort in den Bräuden in derjenigen Größe und Form gebrochen und bearbeitet, welche sie in dem Gesamtanbau erhalten sollen, werden dann per Eisenbahn hierher transportirt, auf dem hiesigen Bauplatz durch hiesige Steinmeise einer feineren Bearbeitung nochmals unterworfen, mit Hülfe einer transportablen Stahlbahn, welche ihr Geseße über den ganzen Bauplatz und bis auf das Gerüst hinauf ausdehnt, an diejenigen Stellen geschafft, wo sie placirt werden sollen, und dann mit Hülfe eiserner Krähne gehoben und in diejenige Stelle eingefestigt, welche sie einnehmen sollen, und welche sie auch mit mathematischer Genauigkeit ausfüllen. Es ist höchst interessant, mit anzusehen, mit welcher Sicherheit und Leichtigkeit so kolossale Bauwerke handirt werden können. Auch im Innern des Hauses wird, dem monumentalen Charakter desselben entsprechend, vielfach Sandstein zu den Wandbekleidungen und Architekturbauarbeiten verwendet. Es sind besonders die dem großen Verkehre dienenden Gassen, Plätze und Terrassen, welche in dieser Weise ausgestattet werden. Zur Verwendung gelangen hier Sandsteine aus Ulfesang bei Trier an der Mosel, aus Bayerfeld in der Pfalz und aus Kruppel und Pfalzheim im Elsaß. Letztere Steine zeichnen sich durch eine schöne grünlich-blaue Färbung aus. Die große Wartehalle für das Publikum wird in ihren Säulen und Fensterumfassungen, Pfeilern, Gurtungen und Gewölberippen aus diesen Steinen hergestellt.

**Ludolf Waldmann**, unser ehemaliger Breslauer Mitbürger, dessen melodische und feine Klavier-Compositionen ihn längst zu einem Liebling des Publikums gemacht haben, hat eine Operette in drei Acten componirt, welche den Titel „Incognito“ führt und, von echt deutschem Gepräge, eine Fülle der schönsten und feinsten Musiknummern enthält. Auch das Libretto hat Waldmann selbst gedichtet, so daß man auf die Nothwendigkeit gespannt sein darf. „Incognito“ wird in hiesig Bloch's bekanntem Verlage erscheinen.

**Licht-Monument in Oedenburg.** Sofort nach dem Eintreffen der Trauerbotschaft von dem Hinscheiden des großen Meisters erinnerte sich die Stadt Oedenburg der pietätvollen Pflicht ihrem unsterblichen Vorbild gegenüber. Als die Weiblich-Landung des Herzogs von Torlonia, Syndikus in Rom, in Oedenburg eintraf, befaßte sich eben der Magistrat mit den Vorarbeiten zur Sammlung von Beiträgen im In- und Auslande zur Errichtung eines würdigen Licht-Monuments in Oedenburg. „An die Vertreter der Stadt — schrieb der Bürgermeister der ewigen Stadt nach Oedenburg — welche hier als Geburtsstätte Franz Liszt's genannt wird, richtet Rom seinen theilnahme- und achtungsvollen Gruß; Rom, wo durch des Meisters Tod so viel Licht erlocht, Rom, welches ihn liebevoll beherbergte und das in ihm die großen Ideale entzündet hat, Rom, welches ihn liebte und als genialen Künstler bewunderte, das ihn nun wie seinen eigenen Sohn gemeinschaftlich mit dem gesammten geistig höher stehenden Theile der Menschheit beweint!“ Im Jahre 1811 zu Radwiz (Doborjau) in Oedenburger Comitats geboren, blieb doch fortan Oedenburg Liszt's Heimat, wo er auch als neunjähriger Knabe unter dem Protectorate des Fürsten Esterházy sein erstes Concert gab und damit seinen Triumphzug durch die Welt eröffnete. Das Comitats des auf dem Theaterplatze der kgl. Freistadt zu Oedenburg in Ungarn zu errichtenden Licht-Monumentes wendet sich vertrauensvoll an alle Beirater des unsterblichen Meisters um freundliche Geldbeiträge zur Verwirklichung der schönen Idee. Zu der Entgegennahme der Spenden erklärt sich das Actions-Comitats bereit, an deren Spitze stehen die Herren: Fürst Paul Esterházy, der K. K. Kämmerer Zalkafaluy und Bürgermeister Joh. Fink in Oedenburg (Sopron), Ungarn.

**Eine böhmische Schändthat.** Der Deutschenhass in Böhmen führte neulich zu folgender namenloser Schändlichkeit: Einem kriegsruhmreichen Kavaliere, der vor einigen Tagen von Vad Keimery in der Richtung nach Braunau fuhr, trat in der Nähe der Grenze ein junger Mensch entgegen, schimpfte ihn „preussischer Hund“ und versuchte die Maschine aufzuhalten. Wie sich der Angegriffene zur Wehr setzte, rief der Gegner des Weges kommende Leute zu Hülfe, und als auch diese nicht im Stande waren, den Kavaliere aufzuhalten, forderten sie einen Trupp Arbeiter auf, ihn nicht durchzulassen. Diese schlugen denn auch mit Mißgabeln und ähnlichen Werkzeugen derartig auf den Kavaliere los, daß derselbe benutzlos niederstürzte und am Wege liegen blieb, bis zwei vorübergehende Herren sich seiner annahmen und ihn im nächsten Hause unterbrachten.

**Frauenarbeit betreffend.** Eine Dame in Schwerin schreibt uns Folgendes: „Ich lese Ihr Blatt im Journalartikel; aus diesem Grunde kommt mir die Nr. 41, die in der Correspondenz den kleinen Artikel über das Glend der Weiskinderinnen enthält, erst heute vor Augen. Sie haben Recht, das Glend derselben ist liberal himmelschreiend. Wer ist aber der Hauptschuldige an diesem Glend? Kein Anderer, als unsere Frauenwelt. Tritt eine Frau, ob geblüht oder ungeblüht, in ein Geschäftlokal, so ist ihr erstes Wort; 'billig!'. Von dieser feststehenden Regel giebt es nur einige wenige Ausnahmen, das

sind eben noble Naturen. Muß eine Frau irgend etwas Nothwendiges kaufen, so setzt sie sich, schon bevor sie aus dem Hause geht, den Preis; daß es nicht der höchste ist, was ja der Kaufmann auch gar nicht verlangt, davon weiß jeder Geschäftsinhaber ein Lied zu singen. Für dieses Minimum von Preis macht sie nun die größten Ansprüche; sie verlangt guten Stoff, gute Arbeit und schöne Form. Daß sich jede Waare zu niedrigen Preisen nicht herstellen läßt, darüber denkt sie nicht nach. Wie soll sich nun der Kaufmann zu diesen Ansprüchen stellen, wenn er nur existiren will? Den Stoff bekommt er nicht geschenkt, die Modelle kosten auch Geld, er muß die Anfertigungskosten auf das Niedrigste herabdrücken, er muß es gerade denen entziehen, die es am fauersten verdient haben; wenn er noch Herz im Leibe hat, thut es ihm weh, er kann aber nicht mehr geben, denn unsere Frauen wollen ja billig kaufen. Wer nur ab und zu fleißig einige Stunden auf der Maschine genähert hat, der weiß was für ein saures Stück Arbeit es ist, noch dazu in den heißen Sommerzeiten. Eine Verbesserung dieses Zustandes kann nur von der Frau ausgehen, weil der Einkauf für Familie und Haus ja nur die Domäne der Frau ist. So lange aber das ganze Denken unserer Frauenwelt nur auf den äußeren Schein gerichtet ist, so lange sie den Franzosen in seinen verrückten Moden nachhakt, wird sie nicht zum Nachdenken, nicht zur Erkenntniß kommen; sie hat die große Zeit, die wir erlebt noch lange nicht begriffen; der Patriotismus muß ihr erst in Fleisch und Blut übergegangen sein, dann wird sie anfangen mitzuarbeiten am Emporkommen unseres Volkes. Was helfen uns alle Erregungsschöpfen auf den Schlachtfeldern, wenn die Frau Das wieder zu Schanden macht, was die Besten so theuer mit ihrem Blute bezahlt haben?

**Die Pasteur'schen Wuthgift - Impfungen** werden angefochten. Während in Professor Alberts Klinik in Wien der in Paris angelegene Dr. Ullmann bereits gegen 60 Tollwuth-Implungen mit bestem Erfolg ausgeführt hat, insofern wenigstens, als keine der geimpften Personen an Tollwuth erkrankte, sind die Versuche des Professors der Poliklinik, Dr. v. Frisch, welchen ein Damenauschuss unter Vorst. der Fürstin Metternich nach Paris geschickt hatte, angeblich unglücklich ausgefallen. Dr. v. Frisch hat, ehe er sich an Menschen machte, Kaninchen und Hunden wirklich Wuthgift eingefloßt und dann die Schutzimplungen nach Pasteur's Verfahren vorgenommen. Aber siehe da, von der ersten Versuchsstreife von 16 Kaninchen gingen alle, von der zweiten Versuchsstreife alle bis auf eins an Tollwuth zu Grunde trotz der Schutzimplungen. Derselben Versuche wurden mit denselben Erfolge an Hunden gemacht, und so kommt denn Dr. v. Frisch in einem Artikel der „Medicinisches Presse“ zu dem Schlusse: „daß man weder bei Kaninchen noch bei Hunden im Stande ist, durch die Anwendung der Pasteur'schen Schutzimplungen nach erfolgter Infection den Ausbruch der Hundswuth zu verhindern, wenn das inficirte Thier den Thieren auf dem sichern Wege der Trepanation beibringt wurde.“ — Ein polnischer Arzt, Dr. Fürst Jozas Jagell, der sich seit dem Jahre 1858 mit dem Studium der Tollwuth und der Mittel zur Bekämpfung derselben beschäftigt, verfuhr ebenfalls in einer Aufschrift an den „Wienski Vestnik“ nachzuweisen, daß die Wuthheilmethoden des Professors Pasteur auf falschen Grundlagen beruhe. Der fürsichtige Arzt glaubt nicht, daß der Virus, welcher einem Kaninchen eingeimpft wird, also einem Thiere, welches nie von selbst wuthkrank wird, ein Präservativmittel gegen die Hydrophobie werden könne. Dr. Jagell ist ferner der Meinung, daß zwischen den Wuthwunden eines tollen Wolfes oder Hundes, welche dem menschlichen Körper direct zugeführt worden sind, und den indirect durch die Kleider beigebrachten Wuthwunden ein Unterschied hätte beobachtet werden müssen; denn es ist festgestellt worden, daß letztere Wunden ungefährlich sind. Alle von Pasteur behandelten Kranken, welche gestorben sind, hatten directe Wuthwunden erhalten. Fürst Jagell erklärt, daß er im Laufe seiner Praxis 83 von tollen Wölfen und Hunden gebissene Personen vermittelst einer Injektion, bereitet aus der Rinde der Spiraea Hippocastan, behandelt und sämmtliche Patienten hergestellt habe. Selbstverständlich ist die Pasteur'sche Methode dadurch noch nicht als unrichtig erwiesen.

**Siamesische Wundler.** In Bangkok wüthet, wie ein Correspondent des „Berl. Angeblat“ schreibt, seit Juni die Cholera und es sterben alltäglich mehrere hundert Menschen, namentlich deswegen, weil die Siamesen äußerst träge und unfähig sind und das Wasser aus Flüssen trinken, in welche Cholerakeime geworfen worden. Selbstverständlich fährt der Correspondent fort, herrscht jetzt in Folge der großen Sterblichkeit eine erhöhte Thätigkeit in den Waits oder Tempeln. Die Siamesen verbrennen ihre Todten und setzen die Asche in den Waits bei. Aber alle Todten, deren Angehörige sich der Verbrennung nicht 15 Deale (a 255 Raet) zahlen können, wirft man den Wasservögel hin oder läßt sie in die Fluthen des Menam versinken. So lange ich leben werde, wird jenes entsetzliche Bild sich nicht von meinen Augen verdrängen lassen, welches ich in Waits Sakad, dem Hauptverbrennungsort, hatte. Einige hundert riesige Geier hielten dort ihre säuerliche Wuthzeit unter furchtbarem Getöse . . . ich war froh, als ich den Ort verlassen hatte. Und Solches geschieht mitten in der Stadt; man kann sich schwerlich eine Vorstellung von den hiermit verbundenen Ausdünstungen machen. Ob das in Siam jemals besser werden wird? Ich bezweifle es fast.

**Für's Haus.**

**Die beste Fäugung für Rosen.** Wer seine Rosen besonders lüppig und reichblühend haben will, darf das Düngen derselben während des Sommers nicht vergessen. Ich habe in meinem Garten ein eigenes Fach, in welches öfters Kuchladen geworfen und das stets mit Wasser gefüllt blieb. Mit diesem Düngwasser werden die Rosen jede Woche einmal gegen Abend ausgiebig begossen. Diese Behandlung wirkt außerordentlich günstig. Doch darf man nur mit recht verdünntem Düngwasser gießen. Bei trübem Wetter kann man ebenfalls stärkere Dosis nehmen.

**Asbestfilter zur Gewinnung von pilzfreiem Wasser.** Ein gutes Filter bedarf weniger eines körnigen als eines feinfaserigen Materials. Als solches eignet sich ganz besonders der unter dem Namen Vostomit im Handel vorkommende, fein zertheilte feuerfeste Asbest, den F. Breyer zu gedachtem Zweck benutzt hat. Derselbe schlämmt zunächst die zarten Asbestfäden in Wasser auf und schlägt sie auf ein feines Drahtgewebe nieder, wodurch eine Membran erzeugt wird, welche bei einer Dide von 0.3/0.05 mm auf 1 □ cm bellständig 2 1/2 Millionen Gitteröffnungen oder Poren besitzt und daher als feinste und dabei äußerst beständige Filterschicht gelten kann. Von so hergerichteter Asbeststoffe, den der Genannte „Mikromembranstoff“ nennt, werden beim Filtriren die feinsten Stoffpartikelchen zurückgehalten, z. B. feinst vertheiltes Ultramarinblau, Milzbrandbacillen und Sporen, sowie nach den Beobachtungen des Genannten selbst Tuberkelbacillen, so daß derselbe durch solche Filter das Wasser vollkommen pilzfrei machen zu können glaubt.

**Tropbare Carbon-Ofen.** Nicht ohne Grund haben die patentirten Ofen der Firma: Carbon Matr. Hei.-Gie. A. Meise, Dresden, allgemeines Interesse erregt. Die Heizung derselben geschieht durch ein besonders präparirtes Material, welches den uns gewordenen Mittheilungen nach ohne Rauch und Geruch brennt; in Folge dessen ist auch bei diesen Ofen kein Rauchzug nöthig. Die Ofen sind deshalb zur Eröfnerung von Zimmern ohne Schornsteinanlage von besonderem Werthe; sie brennen vollständig geschlossen und absolut gefahrlos, weshalb dieselben auch in feuergefährlichen Räumen benutzt werden können, so z. B. dem Vernechten nach sogar in Dynamitfabriken und Kälserl. Torpedodopis in Gebrauch sind. Ein weiterer Vortheil ist, daß die Ofen während des Brennens ohne Hilfe von einem Ort zum anderen getragen werden können. Die obgenannte Firma versendet ihre Preisliste gratis und franco.

**Allerlei Heiteres.**

**Eine Frage.** Welche Frau handelt stets uneigennützig? Die Amme, denn sie thut Gutes nur im Stillen.

**Aus Classikern.**

Gefährlich ist's, den Leu zu weden,  
Verderblich ist des Tigers Raub,  
Jedoch das Schrecklichste der Schrecken  
Das ist der Mensch, wenn er im Thran.

Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben,  
Wenn es Gerichtsvollziehern nicht gefällt.

Was du vom Gründerjahre ausgeschlagen,  
Bringt keine Ewigkeit zurück.

Raum ist in der kleinsten Helle  
Für ein armes Schwindlerpaar.

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,  
Ob er auch seine Rechnung findet!

Wenn Alles stellt die Arbeit ein,  
Da kann die Wohlfahrt nicht geh'n!

Das eben ist der Kluch beim neuen Staat  
Daß er stets neue Steuern muß geb'n.

Kurz ist der Scherz und ewig ist die Pötte!

Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit,  
Und neuer Schwindbel blüht aus den Klunnen.

**Bei der Wahrsagerin.** Ein junger Sauschwanz besuchte jüngst eine Wahrsagerin, deren verlockende Blöße er in einem Morgenblatt gelesen. Die Pythia empfing den Gast mit ihrem freundlichsten Grinsen und ihrem schmeichlichsten Paket Karten, das sie alsbald auf ihrem Tisch ausbreitete, um daraus die nachstehende Verheißung zu lesen: „Sie werden ein ungewöhnlich schönes und reiches Mädchen heirathen und sehr glücklich werden. Schütteln Sie nicht den Kopf, — Alles in Ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist ein offenes Buch für mich!“ — „Was, — Wissen Sie wirklich Alles, was meine Zukunft betrifft?“ — „Was, — nicht nur von Ihrer Zukunft, sondern auch von Ihrer Vergangenheit und Gegenwart!“ — „Dann bin ich beruhigt,“ sagte der junge

Mann aufathmend und ergreift seinen Hut, um sich zu entfernen. „Dah,“ rief die Wahrsagerin, „ob Sie das Zimmer verlassen, noch einen Thaler, wenn's beliebt!“ — „Einen Thaler?“ erwiderte Jener, ohne sich in seinem Wege nach der Thüre aufhalten zu lassen. „Das ist doch toll-sam, — Sie sagen, Sie wissen Alles über meine Gegenwart, meine Vergangenheit und Zukunft, — und wissen nicht, daß mir ein Freund, den ich von meiner Absicht, Sie zu besuchen, sprach, mir, ehe er mich gehen ließ, all' mein Geld abgenommen hat? Eine solche Unwissenheit glaube Ihnen, wer da wolle, — ich nicht. Adieu Madame.“

**Spiele und Denkaufgaben.**

**Schach.**

(Redigirt von F. Lindwig in Leipzig.)

Aufgabe Nr. 26.

Von Paul Haffe in Halle a. S.  
SCHWARZ.



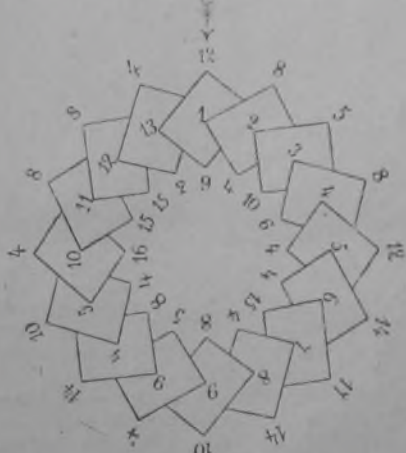
WEISS,

Welch zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung der Schach-Aufgabe No. 26.

- 1. S g4—h2 K d4—e5
- 2. L a3—c5 K Beliebig
- 3. L c5—d6, S h2—g4 +.

**Ketten-Arithmogryph von Eduard Hartmann.**



Vorstehender Kranz besteht aus 16 Karten resp. Quadraten, jedes derselben nennt in seinem Umfange der vier Ecken ein aus vier Buchstaben bestehendes Wort, dessen Anfang das linke Wirtelck ist, nach rechts fortläuft und unten endet. Die laufenden Buchstaben der mittleren Ecken dieser Figur nennen einen Dichter, während die einzelnen Wörter: 1. einen diebischen Vogel, 2. ein russisches Gouvernement, 3. eine Rannesgiedre, 4. einen Wasservogel, 5. eine Erholungszeit, 6. einen See in Afrika, 7. einen englischen Philosophen und Geschichtschreiber, 8. einen Rindschäbner, 9. ein großes Wasser, 10. den Namen eines türkischen Sultans, 11. ein Längenmaß, 12. eine Lusterschmung, 13. des Landmanns Hieglung, 14. ein ritterliches Vergnügen, 15. einen römischen Kaiser, 16. eine fabelhafte Person nennen.

**Diamanträthsel von Victoria Schröder.**

- |                 |                    |
|-----------------|--------------------|
| a               | 1. ein Consonant,  |
| a a c           | 2. ein Feld,       |
| e c c d e       | 3. ein Baum,       |
| e o o o o o o   | 4. ein Königreich, |
| e e h h h h i i | 5. ein Staatsmann, |
| i l l l n n r   | 6. ein See,        |
| r r s s s       | 7. ein Dichter,    |
| s u u           | 8. ein Thier,      |
| u               | 9. ein Vocal.      |

**Silberträthsel von Wilhelm Brunken.**

Aus folgenden 55 Silben:

- a, bach, ber, bösch, burg, ca, cha, cher, cli, de, den, der, des, e, e, er, eu, fek, gen, hor, hi, holz, i, im, lau, lau, let, li, ma, mi, min, mis, nac, nie, o, pau, per, ra, rea, ri, ross, schlei, so, spor, su, ta, to, ti, tum, us, valg, vail, vi, za, zo

sind 17 Wörter zu bilden, welche 1. eine russische Stadt, 2. eine Landschaft in Oberitalien, 3. einen Theologen, 4. eine Insel im großen Ocean, 5. einen griechischen Philosophen, 6. einen Königsmörder, 7. einen Schlachtort, 8. ein militärisches Abzeichen, 9. eine Zeitform, 10. einen deutschen Dichter, 11. eine Stadt im Herzogthum Braunschweig, 12. eine Insel im Mittelmeer, 13. einen Bogen, 14. einen französischen Feldherrn, 15. eine holländische Stadt, 16. einen Nebenfluß des Amur in Sien, 17. ein europäisches Königreich bezeichnen. — Die Anfangs- und Endbuchstaben nennen, von oben nach unten gelesen, ein Reich in Europa.

**Lösungen der Aufgaben in Nr. 45.**

Des Diagonalräthsel von H. Suppe:

- H a m m e r  
W e r d e r  
B e r n a u  
V e r d e n  
T e n d e r  
K i o f e r

**Des Silberträthsel von H. Auders; Griesgram.**

**Des Thurmzuges von H. Stabeno:**

Zu jedem Wort, wenn wir's erwägen, liegt ein ganzes Buch, Und mannigfach ist auszulegen der einfachste Sprach, Viel kann aus wenig Worten lernen, wenn es ist verkehrt, Als wie man kann aus kleinen Kernen große Bäume ziehn.

Fr. Müder.

**Correspondenz.**

**S. S. in Wien.** Wie haben in Nr. 19 d. Bl. das Vortrait des Fürsten Alexander von Bulgarien und eine königliche Erlasse über denselben gedruckt, damit muß es für uns genug sein. In Vorliebe von diesen Erlässen auszulassen ist. Das Fürst Alexander dem bulgarischen Worte nicht nur, wie die besten Übersetzer des Königl. in sagen sich erweilen, auf dem Schatzkammer Blatte geteilt, sondern es überhaupt erst zu einem zweiten gemacht hat, doch bei uns bereits jeder Schluß, und nach untern einklassierten Nachkommen von Autorität und Ehrlichkeit können die Leute, die sich an dem Fischen vergreifen haben, nur als Schulte gelten.

**H. Gels.** Der Stoff des Obenbehaumes ist sehr altlich, sogar für große Thiere. Im Besonderen soll, wie berichtet wird, ein Pferd bei Dr. Müntzow dadurch zu Grunde gegangen sein, daß es zufällig einen Zuehl von einem blühenden Obenbehaume geteilt hätte.

**H. J. in W.** Simeon „Meier“ als „Aler“ sind im Französischen „masculin“, es ist also durchaus nicht falsch, „der Meier“ und „der Aler“ zu sagen. Doch ist in der Maß- und Gewichtsbearbeitung des Deutschen Reiches vorzuziehen, daß beide Bezeichnungen als männlichen Geschlecht zu behandeln sein, also „das Meier“ und „das Aler“, „Männer“ kann mit gleichem Recht als „Marsulinum“ oder als „Mentum“ bezeichnet werden, also „der Mäntler“ und „das Mäntler“. Beides ist die ältere und richtigere Form.

**J. S. M.** Mittel gegen Wustfäulen der Kopfhare: 1. Tinktur des Waldes des Reibes mit frischem Wasser, 2. Eine Mischung von 50 Gramm Schmelzwasser, 6 Gramm Zitronensaft, 2 Gramm Rantharidencincur, 1 Gramm Gemäknellfett, mit dieser Vermischung täglich einmal die Kopfhare einreiben, 3. 100 Gramm Weiblich, 10 Gramm Zitronensaft, 10 Gramm Rantharidencincur, 3 Gramm Chinurinde Essenz, 10 Tropfen Bergamottöl, Alles nachhermisch und damit, nachdem der Kopf durch Wasser und Seife gehörig erweicht, täglich die Kopfhare einreiben. — Gähnerungen werden erweicht, nach Erweichung mit warmem Wasser und Seife, mit einem sauren Mehl behaftet auszuwaschen, aber so lange mit Jodtinctur die Haut bestrahlt, bis dieselben verschwunden sind. Befinden sich solche zwischen den Zähnen, so sind Zahnabwuschungen, mit einer Mischung von Jodtinctur und Weizen befeuchtet, aufzutragen.

**Redactionelle Notiz.** Bei dem Artikel „Goethe stätten im Elfaß“ in Nr. 48 d. Bl. ist übersetzt worden, den Namen des Verfassers: J. Krätjchell anzuführen, was hiermit ergänzt wird.

**Unberechtigter Nachdruck aus dem gesammten Inhalt dieses Blattes ist untersagt, Uebersetzungsrecht vorbehalten.**

**An unsere Leser!**

Das „Breslauer Sonntagblatt“, welches in seinem laufenden Jahrgange das Glück hatte, durch gediegene literarische Gaben und eine große Anzahl reizvoller Illustrationen von hervorragenden Künstlern den Beifall seiner Leser zu gewinnen, wird auch in dem bald beginnenden sechsten Jahrgange fortfahren, neben seinen mannigfaltigen Schilderungen aus der Schlesischen Heimat allen Lesern einen großen Schatz angenehmer, sorgsam gewählter Familienunterhaltung, geschmückt mit acht künstlerischen Illustrationen darzubieten, patriotischen Sinn, deutsche Sitte und Gemüthsstärke, Liebe zu Kunst und Wissen zu pflegen und durch den gesammten Inhalt des Blattes in nützlichen Anregungen die geistigen und materiellen Interessen der Leser fördern zu helfen.

Im neuen Jahrgange werden zunächst zwei in jeder Beziehung hervorragende, gehaltvolle, bühnen- und scenenreiche und äußerst spannende belletristische Nothäten dargeboten werden:

1. **Frauenlehn**, Roman von Doris Freia von Spaettgen,
2. **Die Waise von Warschau**, Roman von M. Bernadyn.

Hieran schließen sich zunächst eine reiche Auswahl kleinerer ebenso unterhaltender wie bedeutender Beiträge von den besten vaterländischen Schriftstellern, viele Portraits und Biographien hervorragender Männer und Frauen, sowie eine große Anzahl prachtvoller Illustrationen erster Künstler, wie:

- Delegger, Stieracksh, S. Kroscheneiter, A. Kull, H. Liebischer, Rudolf Mayer, A. Stein, E. H. Tigna, W. Löwith, Rich. Groß, J. Patocka, Ab. Eberle, M. Sichel, Albert Kieger, G. Biermann, Weiz, Alfred Seifert, G. A. Schulz, E. von Bodenhausen, Lebn, Karasin, Agler, Sabiny, Semzow, Johann Matejko, Kurbauer, Georg Sturm, Aloys Schönn, W. Grögler, Pöschinger, Ed. Strätzner, Lindenschmit, Lanzarotto, Wasenhuth, P. Schodet und Anderen.

Somit dürfen wir uns der angenehmen Erwartung hingeben, daß das „Breslauer Sonntagblatt“ auch in seinem neu beginnenden Jahrgange sich die Gunst seiner Leser gewinnen und zahlreiche neue Freunde finden wird.

**Inhalt:** Die Oere von Weimar. Sittlicher Roman von Julius Grosse. (Fortsetzung.) — Schloß Stammerhofen in Tirol. (Mit Illustration.) — Gedächtniß von Maria Theresia. — Die Rottenfängerin von Garmein. (Schluß.) — Rubano. Novelle von Leon Elmal. (Fortsetzung.) — Der Portrait. (Mit Illustration.) — Die Samtgauer Pulse. Eine lustige Geschichte von F. Rieder. — Heitere Red. — Das Schicksal unserer Söhne in höheren Schulen. — Aus aller Welt: Der Hölzer. (Mit Illustration.) — Frau's Gaus. — Meriel's Heiteres. — Spiele und Denkmäler. — Correspondenz.